

Arnold Eder

ROMAN

Das Licht am Ende des Tunnels

*Der Held des Romanes wurde bewußt in Anlehnung an die
Romanfigur in Franz Kafkas "Das Schloß" als K.
(der Landvermesser) bezeichnet.*

*Ein Vergleich mit diesem Roman wäre natürlich "vermessen".
Übereinstimmungen mit dieser Person oder
dem Autor sind sicher nicht zufällig und keinesfalls
unbeabsichtigt.*

Inhaltsverzeichnis

1. Das Dorf des Abtes
2. Für das Leben lernen
3. Die Jagd nach dem runden Leder
4. Erlebnisse eines nicht braven Soldaten
5. Der Student
6. Das Vermessungsbüro
7. Hochzeit mit Angelika
8. Ins kalte Wasser gestoßen
9. Matthias
10. Das Schloß
11. Der Jobwechsel
12. Außenstelle Nord
13. Caroline
14. Ausbildung in Hörth
15. Ein EDV-Skandal
16. DerLandvermesser
17. Grenzverhandlung in Retz
18. Der dunkle Tunnel
19. Urlaub im Waldviertel
20. Die Versuchung
21. Die Generaldirektion
22. Kampf gegen Windmühlen
23. Wieder im Tunnel
24. Alles vergeben
25. Die große Reform
26. Die Schweinebäuche
27. Internetaffären
28. Chat mit LadyLunax
29. Ein Licht am Ende des Tunnels

1.

Das Dorf des Abtes

Es war ein Tag wie ein jeder andere als sich im Februar 1957 in einem kleinen unbedeutenden Dorf am Fuße des Wagrams ein junger Mann erstmals lautstark bemerkbar machte. Es war ihm zu diesem Zeitpunkt ziemlich egal, ob er ein Wunschkind und von langer Hand geplant war oder ob er eher in die Kategorie „Betriebsunfall“ fiel – er war nun einmal da und war daher zu versorgen und zu betreuen.

Der junge Müllergehilfe *Karl* und die blutjunge Angestellte *Maria* lebten in eher bescheidenen Verhältnissen und wußten natürlich, daß ihre Situation ab jetzt nicht leichter werden würde – ganz unbeteiligt war man aber auch wieder nicht und daher hieß es Verantwortung zu übernehmen für den neuen Erdenbürger

K. war zum Glück vom ersten Tag an ein eher ruhiges Kind, das in der Nacht selten schrie und die jungen Eltern fast nie aus den Betten holte und auch unter Tag nicht viel Ärger machte. Oft mußte seine Mutter, wenn sie am Friedhof intensiv mit der Grabpflege beschäftigt war, nachsehen ob der kleine Kerl im Kinderwagen überhaupt noch lebte – er blickte sie aber immer nur kurz mit seinen strahlend blauen Kinderaugen an, grinste für einen Augenblick über beide Ohren und war offensichtlich rundherum zufrieden und hatte daher auch keinen Grund zu klagen.

Viel konnte man ja nicht erleben in diesem kleinen Dorf im fruchtbaren Tullner Becken aber zumindest konnte man kürzere Spaziergänge zum Friedhof, in das kleine Lebensmittelgeschäft oder auch ausgedehntere entlang des *Wagrams* inmitten der unzähligen Weingärten unternehmen.

Vor Jahrtausenden reichte der Donaustrom weit nach Norden und der Wagram bildete das Steilufer. Irgendwann zog sich die Donau aber zurück, gab das Land frei und so konnte die Gegend hier besiedelt werden und sich ein richtiges Dorf entwickeln dessen Geschichte bis ins 11. Jahrhundert zurückgeht.

Erstmals urkundlich erwähnt wurde dieser Ort bereits um 1011 als er vom deutschen Kaiser dem bayrischen Kloster *Niederaltaich* geschenkt wurde und hieß *Abbadorf*, später *Abstorf* dann wieder mal *Abtsdorf* und am Ende ließ man das „t“ auch noch weg: *Absdorf* – das Dorf des Abtes.

Auf die bewegte Geschichte dieses Dorfes deutete nicht mehr viel hin außer vielleicht der verfallene Meierhof in dem sogar der große Napoleon für eine Nacht sein Lager aufgeschlagen hatte. Und auch der große Polenkönig Sobiesky war einmal in der Nähe als er Wien im Kampf gegen die Türken zu Hilfe kam: Absdorf hatte er allerdings auf seiner Reise mehrmals geplündert – aber was solls. Das Dorf des Abtes hatte alle Kriege, die zahlreichen Plünderungen und auch die Pest überstanden, also würde man auch mit K. klarkommen.

Wie gesagt: in diesem Dorf am Fuße des Wagrams inmitten der unzähligen Weingärten drehte Mutter Maria unermüdlich mit ihrem Sohn die Runden: gleich nach dem Eisenbahnübergang hieß es scharf nach links abbiegen anschließend nach wenigen Metern nach rechts und dann geradeaus über den Schmidabach bis zum aufgelassenen Mühlbach, gleich nachher links und entlang der vielen Weingärten die den Wagram anschnitten vorbei an unzähligen Weinkellern bis zum alten Bründl in Absberg und dann wieder zurück. Zuerst fuhr sie noch mit dem großen klapprigen Kinderwagen, der auch schon beim Transport der Nachbarkinder gute Dienste geleistet hatte, dann mit der leichteren Sportausführung, irgendwann hieß es dann aussteigen und den Weg teilweise an der Hand zurücklegen und zum Schluß überhaupt ganz ohne Hilfsmittel auskommen.

Am Wochenende hatte sogar Vater Karl Zeit um seine Familie zu begleiten und als Höhepunkt der Woche ging man dann nicht unten sondern erklimmte man den Höhenweg und hatte eine wunderschöne Aussicht über das Dorf. Die Eltern konnten diese aber kaum genießen, denn sie waren zu sehr damit beschäftigt den Kleinen davon abzuhalten, sich kopfüber über die steile Böschung zu stürzen. Auch die Erklärungen seiner Eltern waren ihm ziemlich egal und auch die große historische Bedeutung des Bodens auf dem er stand war ihm sicher nicht klar.

K. gedieh am Anfang gar nicht so prächtig wie man es sich allgemein erhofft hatte: er war ein eher hageres Kind dem das Essen nie so richtig schmeckte – wahrscheinlich lag es an den Mandeln die immer schmerzten. Sogar der besorgte Pfarrer überzeugte sich nach Hinweisen aus der Nachbarschaft persönlich, daß alles in Ordnung war und K. genug zu Essen bekam. Wer K. heute mit seinen gut 100 kg Lebendgewicht kennt wird sich wahrscheinlich nicht vorstellen können, daß der Pfarrer sogar schon kurz überlegte die Fürsorge einzuschalten.

Bald hatte er aber zur Erleichterung seiner Eltern und der ganzen Nachbarschaft diese kritische Phase überstanden und gedieh zu einem prächtigen Kerl – dem Stolz der gesamten Großfamilie. Im Alter von 2 ½ Jahren mußte er aber die Aufmerksamkeit seiner Verwandten mit seiner Schwester *Trude* teilen, die nicht annähernd ein so ruhiges und braves Kind wie K. war – alleine hätte man die nicht am Friedhof stehen lassen können, die Toten hätten sich in ihren Gräbern wohl umgedreht.

Die finanzielle Situation verschlechterte sich weiter, die Mutter mußte ebenfalls wieder arbeiten gehen und der Vater wechselte vom schlecht bezahlten Müllerberuf in den noch schlechter bezahlten Staatsdienst: aber das Wenige hatte er zumindest sicher und die quälenden Existenzängste konnten damit etwas abgebaut werden. Da alle 4 Großeltern schon sehr früh starben übernahm die alte Urgroßmutter *Karoline* teilweise die Erziehung der beiden: sie hörte nicht viel, sie sah fast nichts aber es gelang ihr doch den beiden Disziplin und Ordnung beizubringen und betreute sie so gut es ging bis die Mutter am frühen Nachmittag von der Arbeit nach Hause kam. Nie wieder war K. so gut über die großen Herrscherdynastien und Königshäuser informiert.

Manchmal kam auch Cousine *Beate* zu Besuch die er fast wie eine Schwester betrachtete und mit der er bis in die Nacht hinein spielte: Beate gehörte schon fast zur Familie und er verstand sich mit ihr beinahe besser als mit seiner leiblichen Schwester – vielleicht weil sie auch gleich alt war. Aus dieser Zeit rührt auch das gute Verhältnis zu Mädchen oder Frauen: er hatte sie schon von früher immer als gleichberechtigt betrachtet und spielte mit Ihnen genau so gerne wie mit den Buben – er sah dabei überhaupt keinen Unterschied.

Spielplätze und Verstecke gab es viele im Haus: dort wo vor einigen Jahren noch Schweine, Hühner und sogar ein Pferd untergebracht waren, fand man nun Trude, Beate, K. oder *Franz* vom Wirtshaus nebenan. Der alte Heuboden war ein besonderes Versteck und eine besondere Fundgrube: man konnte ihn nur über eine Holzleiter erreichen aber oben angekommen war immer für Abwechslung gesorgt: neben alten Kinderkram und Schulheften der Mutter fand man auch eine richtige Pistole und ein altes Bajonett und niemand wußte wie diese Dinge auf den Heuboden gekommen waren – man glaubte schon jeden Winkel zu kennen und trotzdem fand man immer wieder überraschend derartige Utensilien.

Umgekehrt spielte K. dann auch am Heuboden im Wirtshaus aber dieser hatte – und das mußte auch Franz zugeben – nicht die Klasse und die Auswahl an Verstecken war auch nicht so reichhaltig: in den Schweineställen waren nämlich noch richtige Scheine drinnen, die nur unverschämt grinsten und sich offensichtlich nicht über die bedrohliche Situation auf dem Weg zum Schnitzel im Klaren waren. Die Großmutter von Franz war zum Glück nicht so streng und so konnten sie zumindest ungestört im alten Eiskasten spielen: abwechselnd saß der eine drinnen und der andere öffnete die schwere Türe und dann das gleiche Spiel umgekehrt; einmal unterlief ihnen allerdings ein Fehler und sie saßen dann beide drinnen und die schwere Türe war zugefallen, die Luft wurde immer dünner, verständliche Panik kam hoch und sie waren dann heilfroh als die Großmutter doch noch rechtzeitig zur Stelle war und sie aus der mißlichen Lage befreite.

Im Extrazimmer des Wirtshauses stand der wahrscheinlich einzige Fernseher des Ortes und K. hatte bald die Vorzüge dieser neuen technischen Errungenschaft erkannt: statt die Zeit in den Schweineställen und Eiskästen zu verplempern war es doch viel einfacher sich vor die Flimmerkiste zu setzen und stundenlang berieseln zu lassen: ganz gratis ging es natürlich nicht aber mit einem Schilling pauschal für den ganzen Abend inklusive eines Getränks war die Sache abgegolten. Als er später sogar schon bei leichten Feldarbeiten eingesetzt werden konnte war das Vergnügen überhaupt frei.

Die Feldarbeit war ein besonderes Vergnügen: K. durfte manchmal - weil er ja zu anderen Sachen noch nicht zu gebrauchen war - mit dem Traktor fahren und wurde vom Wirt persönlich eingeschult: es schien ganz leicht aber leider war er immer irgendwie zu schnell dran: als er einmal die mühsam aufgeladenen Strohballen durch seine Fahrweise innerhalb von wenigen Sekunden wieder abgeladen hatte war man schon etwas ungehalten aber er bekam noch eine Chance – als auch die Wirtin mitsamt den Strohballen vom Anhänger fiel war es allerdings vorbei. Der Höhepunkt der Ernte war das Abbrennen der Felder und da war er natürlich wieder dabei und auch gar nicht so ungeschickt: mit Bravour meisterte er die 3 Bedingungen: das Feuer

sollte so gelegt werden, daß das eigene Feld völlig abbrannte, die Nachbarfelder sollten – vor allem wenn noch nicht geerntet war - verschont werden und selbst sollte man nie inmitten der Brandherde stehen.

Viel gibt es sonst über das Leben im Dorf des Abtes nicht mehr zu erzählen: eine relativ kleine und einfache Kirche mit einem schlichten Kirchturm – keiner dieser gotischen Meisterwerke – ein relativ großer Lagerhaussilo der sogar den Kirchturm um 7 Meter überragte, ein kleiner Sportplatz gleich in unmittelbarer Nähe und ein Freibad das erst neu gebaut wurde und im Sommer reglerechten Massenandrang auslöste und der Schmidabach, der seit seiner Regulierung ziemlich gemächlich in seinem geraden Bett dahinfließ. Gespannt lauschte er immer wieder den Erzählungen seiner Eltern, die noch den alten unregulierten Bach kannten, der regelmäßig über das Ufer trat und den kleinen Ort überschwemmte.

Wie gerne hätte er auch einmal ein richtiges Hochwasser erlebt mit Bootsausfahrten und alles was sonst noch dazu gehört: nur ein einziges Mal wäre es nach sintflutartigen Regenfällen fast soweit gewesen und nur wenige Zentimeter fehlten noch : K starrte von der Schmidabrücke auf den reißenden Bach und feuerte ihn an aber er schaffte es einfach nicht – die einsatzbereite Ortsfeuerwehr zog ebenfalls wieder ab wie der enttäuschte K.

Erwähnenswert ist noch daß dieser unbedeutende Ort just im Schnittpunkt von 4 Eisenbahnlinien liegt: die früher sehr bedeutende Franz-Josef Bahn von Wien nach Gmünd zieht sich durch den Ort genauso wie die 2 Nebenbahnen nach Krems und Stockerau und so kann man das Dorf des Abtes durchaus als Eisenbahnknotenpunkt bezeichnen, eingetragen auf allen wichtigen Karten und Plänen wo sonst eigentlich nur die Bezirkshauptstädte vermerkt sind.

In diesem Dorf verbrachte K. also die ersten unbeschwerten Jahre seiner Kindheit, drückte er die Schulbank, zerriß er die ersten Fußballschuhe, spielte er stundenlang mit Schwester und Freunden und machte die Heuböden und Schweineställe unsicher, war er leidenschaftlich gerne Ministrant und bewunderte er stundenlang fasziniert die vielen Züge die hier täglich quietschend anhielten um kurz darauf wieder in allen Windrichtungen auseinanderzustoben.

2.

Für das Leben lernen

Irgendwann war dieses unbeschwerte Leben aber vorbei und bald hieß es regelmäßig in der Früh aufstehen und dieses kleine idyllische Häuschen mitten am Hauptplatz zu besuchen: die Volksschulzeit hatte nun für K. begonnen. Vergeblich hoffte er, daß das alles nur ein vorübergehendes Übel wäre und er bald wieder unbeschwert den ganzen Tag am Heuboden spielen könnte - aber diese Zeiten waren offensichtlich für immer vorbei. Die junge Lehrerin war weitaus strenger als die alte Urgroßmutter, sie hörte wesentlich besser und sah auch alles. Mutter Maria unternahm in dieser Zeit alles, um aus K. einen guten Schüler zu machen: der Bub sollte es einmal besser haben als sie.

Die Schule stand unmittelbar neben der Kirche mitten am Hauptplatz direkt neben der alten Schubertlinde und war schon etwas baufällig. Schon lange war die Rede von einem Neubau und daher wurden keine größeren Investitionen mehr getätigt. Turnen durfte man gar nicht richtig, sondern nur etwas Arme und Beine zwischen den Schulbänken bewegen. Ein Einsturz drohte nicht wirklich aber heraufbeschwören sollte man auch nichts. Die Klassenzimmer waren sehr schlicht eingerichtet und nur ein einfaches Holzkreuz und das Bild des Bundespräsidenten schmückte die kahlen Wände.

Meist war es nicht rentabel für jede Schulstufe einen eigenen Lehrer zu beschäftigen und deswegen unterrichtete in der Regel ein Lehrer gleich mehrere Schulstufen. Irgendwie war das schon verwirrend: es war ohnehin schon schwierig genug sich auf den Lehrstoff seiner Klasse zu konzentrieren und dann wurde man noch durch die Erklärungen an die andere Klasse zusätzlich abgelenkt. Der routinierte Oberlehrer *Klemmer* schaffte es offensichtlich hervorragend alles unter einen Hut zu bringen und vermittelte den Kindern doch das notwendige Wissen bei, um auch auf den Schulen in der Bezirkshauptstadt bestehen zu können.

Manche Kinder dachten offensichtlich auch nach 4 Jahren nicht daran die Schule zu wechseln, hängten noch ein paar Jahre an dieser Schule an und schafften auch irgendwie einen Abschluß. Wie das ging hatte K. nie verstanden aber für ihn wäre das sicher nie in Frage gekommen: er lernte sehr brav und hatte meist lauter Einser: als Steigerungsstufe gab es sogar römische Einser und das war schon ein Unterschied zu den normalen Einsern. Ein römischer Einser von Oberlehrer Klemmer war das absolute Ziel das es zu erreichen gab, und manchmal kollerten die Tränen über die Wangen, wenn nur ein normaler einfacher Einser im Schularbeitsheft stand: angeblich soll K. sogar einmal das Heft wutentbrannt zu Boden geworfen haben was ihm eine saftige Strafe des Oberlehrers einbrachte.

Nicht nur deswegen, auch wegen zahlreicher anderer Delikte mußte die Mutter öfter in der Schule vorsprechen: sie war ja sogar eine entfernte Verwandte von Klemmer, aber das war jedenfalls kein Grund bevorzugt behandelt zu werden – im Gegenteil da galten noch strengere Maßstäbe. Rein freundschaftlich hatte er mit einem Mitschüler ohnehin nur mit einem kleinen

Messer in der Pause gespielt: die Lehrer waren aber darüber sehr erschrocken und dachten an eine ernsthafte Auseinandersetzung – wahrscheinlich an eine richtige Messerstecherei. Einmal fiel ihm unabsichtlich ein Radiergummi zu Boden und just gerade unter den Tisch seiner Schulkollegin Margarethe und als er den Radiergummi aufheben wollte hätte er ihr angeblich unter den Rock geschaut. Hätte sie wohl gerne gehabt diese Kuh, die weder hübsch war noch von K. und den anderen Klassenkameraden viel beachtet wurde. K. kam hier völlig unschuldig zum Handkuß, hatte aber trotzdem Beweisnotstand – im Zweifel gegen den Angeklagten – und bekam eine saftige Strafe und Mutter Maria wieder eine rasche Vorladung.

Bei solchen Sachen kannte Oberlehrer Klemmer, der kurz vor der Beförderung zum Direktor stand keinen Spaß: Zucht und Ordnung war oberstes Gebot in dieser Schule. Für K. war es doppelt bitter, denn er war erst vor kurzem Ministrant geworden und da waren solche Geschichten schon gar nicht erwünscht: gottseidank erfuhr aber Pfarrer *August* nichts und K. konnte weiter den Altardienst verrichten: er war begeisterter Ministrant und daher immer sehr enttäuscht wenn er nicht zum Einsatz kam: jeden Sonntag wurde der Altardienst für die nächste Woche bekanntgegeben und er war immer der erste bei der Tafel und suchte seinen Namen und seine Augen funkelten dann wenn er sah daß er wieder 2 bis 3 Mal Ministrant sein durfte – und noch dazu Rechtsministrant.

Der Rechtsministrant war nämlich immer der Chef und der Linksministrant durfte immer nur die niederen Altardienste verrichten und war eigentlich eher Staffage zwecks der Symmetrie am Hochaltar. Nur der Rechtsministrant durfte Wein und Wasser bringen und durfte die Klingel bedienen. Das Klingeln war eine ganz besondere Wissenschaft und erforderte eine Technik, die nur wenige beherrschten. Auch K. hatte am Anfang große Probleme der Glocke einen sauberen, hellen Klang ohne Nachläuten zu entlocken. Nur BIM-BAM war gefragt und das genau 3 Mal hintereinander und nicht weniger und schon gar nicht mehr. Die Gläubigen in der Kirche konnten sehr wohl einen guten von einen schlechten Ministranten unterscheiden und das Klingeln war sicher das entscheidende Kriterium. Noch mehr stand ein Bub natürlich unter Druck wenn allgemein bekannt war, daß auch der Vater schon früher schlecht geklingelt hatte. K. war da völlig unbelastet, denn Vater Karl kam aus einer ganz anderen Gegend und war nach eigenen Angaben ein Klingelprofi – entweder hatte er gelogen oder so etwas vererbt sich nicht: K. war nur ein eher durchschnittlicher Klingler.

Irgendwann war auch die Volksschulzeit zu Ende und K. mußte in die 15 km entfernte Bezirkshauptstadt pendeln. Nur kurz hatte er überlegt, ob er eher in die Hauptschule gehen sollte oder lieber ins Gymnasium – die meisten seiner Freunde gingen in die Hauptschule aber die Mutter hatte den Ehrgeiz den sowohl K. als auch sein Vater nicht hatten und riet doch zum Gymnasium: viele Jahre würde er zwar den Eltern jetzt im Sack liegen aber dann konnte er etwas vorweisen und die Leistungen in der Volksschule waren ja nicht schlecht. Er absolvierte die erforderliche Aufnahmeprüfung und ging nur von Beate begleitet aufs Gymnasium. Die neuen Schulfreunde waren aber auch recht nett und so war man bald wieder so eine verschworene Gemeinschaft wie in der Volksschule.

Die Benotung war hier aber offensichtlich anders, denn K. der gewohnt war nur normale Einser oder römische Einser zu bekommen mußte sich manchmal auch mit einem „gut“ oder „befriedigend“ abfinden und einmal wurde er leichenblaß als sogar ein „genügend“ im Schularbeitsheft stand – was aber fast noch mehr weh tat: römische Einser gab es hier prinzipiell keine mehr. In Mathematik hatte er nie Schwierigkeiten und er war besonders stolz als er an der Mathematikolympiade bzw. an den nationalen Wettbewerben dafür teilnehmen durfte – der Sieger wäre sogar nach Rußland geworden. Die Schulausscheidung hatte er ja noch gemeistert aber im Regionalwettkampf war dann auch schon Endstation.

Deutsch und Englisch war schon bedeutend unangenehmer: in Englisch haßte er das Vokabellernen und in Deutsch fiel ihm nie etwas Brauchbares ein: erst nachdem er sich meist schon aufgegeben und den Stift bereits weggelegt hatte, kamen doch noch überraschend einige Gedanken die er dann notdürftig noch zu Papier brachte und damit das drohende Unheil in Form eines „nicht genügend“ abwendete. Nur beim Schreiben der Liebesbriefe unter der Schulbank hatte er etwas mehr Phantasie aber die wenigen Mädchen beachteten sie kaum, meist kamen sie auch zur Falschen und daher stellte er das bald gänzlich ein.

Und wenn ihn schon die Mädchen nicht beachteten, wollte er wenigstens vor den Lehrern auffallen und daher trieb er seine Späße mit dem gesamten Lehrpersonal. Die wenigsten hatten allerdings wirklich dafür Verständnis und daher stellte sich auch bald die erste Betragennote ein. Zuerst war die Mutter noch entsetzt aber mit der Zeit gewöhnte sie sich daran.

Die Turnstunden waren auch eine große Umstellung, denn es mußten nicht nur Arme und Beine bewegt werden, sondern es wurden hohe Ansprüche gestellt bei den Stangen, am Reck und am Barren – und auch in der Leichtathletik ging es hoch her. Beim Laufen erzielte er noch recht ansprechende Leistungen, der Hochsprung war ein echter Flop, beim Weitsprung traf er selten den Balken und damit den Absprung richtig und der kleine Schlagball flog meist nur dorthin wohin die anderen die große Kugel stießen und beim Kugelstoßen selbst bot er die jämmerlichste Leistung.

Trotzdem war irgendwann der große Augenblick gekommen beweisen, wo man sein Können und Wissen abschließend unter Beweis stellen mußte: die Matura war abzulegen sowohl in schriftlicher als auch in mündlicher Form. Mit einer Leichtigkeit die er in den ersten Jahren am Gymnasium gar nicht kannte absolvierte er diese Prüfungen souverän und hielt bald das begehrte Maturzeugnis in den Händen.

Nur bei der anschließenden Maturafeier geriet er in leichte Turbulenzen als er erstmals doch dem Alkohol zu viel zusprach: er hätte fast die Wirkung dieser Droge unterschätzt und wäre bald in ausgelassener Stimmung in die nahe Donau gestürzt und alles vorher wäre damit vergeblich gewesen. Irgendwie zog er aber doch den Fuß wieder zurück und trat dann wenige Tage später mit seinen Klassenkameraden die Pilgerreise in die ewige Stadt Rom an.

K. naschte zufrieden im Zug seine Schokolade, die anderen Schulfreunde vernaschten die wenigen Mädchen – auch in Rom hatten die meisten nur Augen für die hübschen Römerinnen, K. hatte aber nur Augen für die Fresken der Sixtinischen Kapelle, den prächtigen Petersdom und die anderen Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt.

3.

Die Jagd nach dem runden Leder

K. hatte in seinen Jugendjahren wahrscheinlich wirklich nur eine einzige Leidenschaft und das war Fußball. Er war auch etwas vorbelastet durch seinen Vater, der es vom einfachen Kassier über den Sektionsleiter bis zum Obmann des örtlichen Fußballvereines gebracht hatte, und daher entstand bald eine ganz natürliche Beziehung zu diesem Sport wo 22 Personen mit äußerster Entschlossenheit einem einzigen Ball nachlaufen – warum gibt man nicht jedem einen dachte K. zu Beginn.

Bald begriff er aber die gesamte Problematik und Dramatik dieses Sports, er versuchte die Regeln zu verstehen und freute sich ganz besonders, wenn ihn sein Vater der „Big Boss“ des Vereines zu diversen Handgriffen heranzog: die Plakate für das Meisterschaftsspiel am Wochenende waren zu schreiben und an den strategisch wichtigen Plätzen anzubringen, der Rasen war zu mähen, die Linien waren vor dem Spiel sorgfältig zu markieren und auch die Netze waren an den Toren anzubringen. Während des Spiels mußte die Matchuhr kontrolliert und zumindest in der Halbzeit nachgestellt werden und die Aluminiumtaferln, die jederzeit den Spielstand anzeigen sollten, mußten ebenfalls nach jedem Tor ausgetauscht werden.

Zählen konnte er ja schon ganz gut aber ein 0:1 war für ihn dasselbe wie ein 1:0 und so bekam er immer Probleme mit seinem Vater, der einfach nicht verstehen konnte, daß sein einfältiger Sohn einfach nicht mitbekam welche Mannschaft das Tor geschossen hatte, wer eigentlich die Heimmannschaft war und daß die erste Zahl immer für die Heimmannschaft stand. Irgendwann verzichtete man ganz auf die Tafeln, denn die wenigen Zuschauer wußten den Spielstand ohnehin ganz genau, erfuhren ihn von den anderen oder lehnten an der Kantine und bekamen das Spiel ohnehin nicht mehr richtig mit. Auch die Matchuhr hatte ihren Geist aufgegeben und für eine Reparatur fehlte das Geld – K. saß aber trotzdem noch immer auf der kleinen Holzbank unter der großen Matchuhr und verfolgte immer interessierter das Geschehen am Rasen.

Irgendwann war er dann mit den Regeln so vertraut, daß er bei den unwichtigen Spielen der Reservemannschaft sogar als Linienrichter herangezogen wurde, was die wenigen Zuschauer entweder zu Lachsalven hinriß oder zu Zornesausbrüchen veranlaßte: K. der in der Regel immer sehr weit weg vom Geschehen war hob meist dann die Fahne, wenn der Ball noch gut einen Meter im Feld war - er hatte immer die Angst den entscheidenden Moment zu versäumen, in dem der Ball die Linie mit seinem gesamten Umfang überschritten hatte. Wenn man ihn dann genug beschimpft hatte kehrte sich dann das ganze ins Gegenteil um: um seine Fehler von früher zu kompensieren ließ er dafür manchmal weiterspielen wenn der Ball gut einen Meter über der Linie war – nur wenn die 2m entfernte Bande mit den Werbetafeln erreicht war und der Ball deutlich hörbar dagegenknallte stand auch für K. eindeutig fest: der Ball ist im Out und er schwang die Outfahne wildgestikulierend Richtung Schiedsrichter und freute sich darüber, daß seine Entscheidung durch einen schrillen Pfiff bestätigt wurde.

Nachdem er nun wirklich alle Regeln kannte und vielleicht auch deshalb mit dem Dargebotenen immer weniger zufrieden war, kam er auf die Idee es selbst zu versuchen, es den Spielern gleichzutun oder sogar noch besser zu machen: mit 13 Jahren wurde er vom Nachwuchstrainer dann tatsächlich gefragt, ob er nicht in der Jugendmannschaft mitspielen wolle. Es war der absolute Höhepunkt seines Lebens, als er diese gelbe Dreß am klapprigen Holztisch der Kabine liegen sah, die nun für die nächste Stunde ihm allein gehören sollte – und die schwarze viel zu große Hose und die gelbschwarzen Stutzen in die er die Schienbeinschützer stecke und die er dann oben zuband, damit sie ihm nicht über die strammen Wadeln rutschten. So lief er dann ein mit anderen Kollegen, nahm Aufstellung am Mittelkreis, schrie etwas zur Begrüßung Richtung Zuschauer und ging dann munter ans Werk.

Irgendwie lief bei seinem ersten Auftritt und auch in den nächsten Wochen das Spiel an ihm vorbei, er war zwar sehr bemüht, er bewegte sich ständig aber sonst war da nicht viel. Trotzdem ließ man ihn in der Mannschaft und verbannte ihn nicht gleich auf die Ersatzbank – nicht deshalb weil man glaubte, daß er das Talent zu einem großen Fußballer haben würde, sondern weil das Verhältnis der Trainer zum Obmann immer ein sehr wichtiges ist und den Sohn des Obmannes konnte man wohl daher nicht auf der kalten Ersatzbank frieren lassen. K. hatte in seinem ganzen Leben keine wichtigen Beziehungen mehr, die ihm einen echten Vorteil brachten, aber hier hatte er sie zum ersten aber wohl auch zum letzten Mal.

Dem Vater war die ganze Sache natürlich mehr als peinlich und wenn man schon den Einsatz des Sohnes nicht verhindern konnte, so konnte man zumindest allerhand Späße darüber machen und den Obmann etwas ärgern. Dieser wiederum gab den Druck nach unten weiter und jedes Mal wurde dann Sonntag zu Mittag nicht gebetet sondern K. wurde gehörig ins Gebet genommen, bis ihm der Sonntagsbraten oder das Sonntagsschnitzel gar nicht mehr so richtig schmecken wollte: weder dem Vater, noch dem Sohn, noch der Mutter die immer wieder zu vermitteln versuchte und ihn mit Argumenten wie „aber in der Schule lernt er wenigstens brav“ in Schutz nahm.

Man muß den Vater aber auch verstehen, denn K. bot manchmal wirklich eine jämmerliche Vorstellung und war den gleichaltrigen Kollegen spielerisch deutlich unterlegen: früher als die Buben auf der sogenannten „Blutwiese“ völlig ohne Druck und Vereinszwang herumtollten, sah man den Unterschied noch nicht so deutlich aber danach hatten sich seine Kameraden offensichtlich besser entwickelt. K. spielte meist Stürmer, denn wenn er auch wahrscheinlich nie ein Tor erzielen würde so kann er zumindest kein Unheil anrichten. Die meisten seiner Gegenspieler hatten bald begriffen, daß von K. nicht wirklich Gefahr drohte, sie rückten also nach vorne auf, beachteten den tolpatschigen Stürmer nicht mehr und ließen ihn im Abseits stehen. Andere wiederum waren aber doch vorsichtiger, ließen ihn nie aus den Augen und rechneten bis zum Schluß mit irgendeiner Aktion – aber es kam absolut nichts.

K. war zumindest an der frischen Luft und Fußball war eine sehr willkommene Abwechslung zum Schulstreß. Seinem Vater war es aber dann einmal zuviel und er legte alle Funktionen bei diesem Verein zurück. Die Vorwürfe hinsichtlich verfehlter Einkaufspolitik und ungerechter

Auszahlung von Prämien hätte er noch hingenommen, aber die Leistungen seines Sohnes gaben ihm den Rest.

Obwohl nun K. keine Unterstützung mehr hatte, geschah plötzlich etwas was vorher niemand mehr für möglich gehalten hatte: K. gelang es tatsächlich einmal seinen Gegenspieler zu überdribbeln, einen zweiten sogar und auch für eine präzise Flanke die unmittelbar zu einem Tor führte hatte er noch Kraft. Überrascht schauten alle auf die rechte Seite, kamen gratulieren und ein unbeschreiblich schönes Gefühl stieg in ihm hoch: plötzlich war er wichtig, er hatte etwas geleistet und sogar erstmals zum Sieg seiner Mannschaft beigetragen. Man setzte ihn nun verstärkt aus dem Mittelfeld ein und Spieler und Zuschauer kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus: völlig befreit und losgelöst legte er los, dribbelte, machte Vorlagen und Pässe, flankte, schoß Eckbälle und erzielte bald selbst ein Tor: dieses Tor löste schier unglaubliche Glücksgefühle in ihm aus, die nicht vergleichbar waren mit irgendwas vorher, und spornte ihn zu weiteren Höchstleistungen an.

Verbissen trainierte er nun 2 Mal pro Woche, hatte bald sein Stammleiberl auch ohne Vaters Beziehungen und freute sich jede Woche auf das sonntägliche Spiel. Es gab nichts Schlimmeres für ihn als ein auf Grund der Unspielbarkeit des Fußballplatzes abgesagtes Match. Fußball war ab jetzt für ihn das Leben, die Mädchen in der Klasse interessierten ihn kaum noch und er konzentrierte sich voll und ganz auf seine neue Leidenschaft. Irgendwo hatte er gelesen, daß Beziehungen zu Mädchen einer Sportkarriere schaden und sich negativ auf die Leistung auswirken könnte: ab da hatte er geradezu panische Angst vor ihnen.

Er führte genaue Tagebücher über die Spiele, führte Statistiken und trug genau ein, ob er bei Heimspielen die Tore auf der Bahnseite oder Bachseite geschossen hatte. Er konnte nie herausfinden, warum die Torhäufigkeit auf der Bahnseite 70% und auf der Bachseite nur 30% betrug – offensichtlich war er auf der Bahnseite durch die Zuschauer, die hier bei der Kantine nahe der Outlinie standen und die Mannschaft anfeuerten, mehr motiviert als auf der gegenüberliegenden Seite neben den Getreidefeldern. Auf dieser Seite war er also immer besonders aktiv und alles war unter dem Gejohle der Anhänger einfacher: den weiten Paß angenommen, kurzer und überlegter Haken nach außen, unwiderstehlicher Sprint entlang der Outlinie vorbei an den treuen Fans die er fast berühren konnte bis zu Cornerfahne und dann eine überlegte präzise Flanke und einfach warten bis ein Mitspieler zur Stelle war und den Ball unter dem Beifall der Zuschauer im Tor unterbrachte. Vergeblich überredete man K. einmal einen Innenhaken zu versuchen aber dann wäre die Sache nur mehr halb so reizvoll gewesen, er wäre wahrscheinlich alleine vor Stopper oder Tormann verstanden und hätte vielleicht kläglich versagt.

Irgendwann war er dann für die Jugendmannschaft zu alt und er wechselte zu den Junioren und später in die Reserve und sporadisch auch in die Kampfmannschaft. Die Besprechungen wurden dann nicht mehr in der Kabine abgehalten, sondern es wurde ausführlich im Dorfgasthaus diskutiert und auch nach dem Training fuhr man nicht gleich nach Hause, sondern saß oft noch weit nach Mitternacht im Gasthaus, analysierte das letzte Spiel, entwarf Strategien für das nächste Match und genöß auf jeden Fall reichlich den köstlichen Wagramer Rebensaft. Nach

einem Aufstieg in die nächsthöhere Spielklasse begannen auch die weiten Busreisen in die entlegensten Gegenden des Marchfeldes, des Wein- und des Waldviertels.

Diese Busreisen waren trotzdem immer sehr kurzweilig – man war schon eine richtige Familie geworden, reiste gemeinsam mit den Schlachtenbummlern an, tat seine Pflicht und fuhr wieder mit dem Bus zurück. Hatte man gewonnen so blieb man unterwegs stehen, holte ein paar Doppelliter Wein an Bord und trank diese in bester Stimmung auf der Rückreise leer – hatte man verloren tat man aus Kummer dasselbe.

Trotz allen Bemühens war K. aber wirklich kein begnadeter Fußballer: manche seiner Mannschaftskameraden konnten sogar mit Gewinn an einen Club in einer höheren Liga oder sogar in der höchsten Liga verkauft werden, K. mußte aber wohl oder übel seinem Verein treu bleiben: Interessenten gab es nicht wirklich. Richtig quälen konnte er sich eigentlich nie, bedingungslosen Einsatz zeigte er auch nie und manchmal war er sogar nachlässig und unkonzentriert: in einem wichtigen Spiel suchte K. infolge der enormen Hitze den am Spielfeldrand stehenden Wasserkübel auf: warum mußte gerade in diesem Moment der gegnerische Stürmer den er eigentlich decken sollte daherkommen und das einzige Tor schießen? Und dann war noch die Sache mit dem Tor das er verhinderte - allerdings war das ein Schuß seines Mannschaftskollegen dem K. einfach nicht mehr ausweichen konnte: die gegnerische Mannschaft gratulierte geschlossen.

Irgendwann wurde er dann nicht mehr regelmäßig eingesetzt, er saß oft am Bankerl, trainierte kaum noch, wurde deutlich rundlicher und so beschloß er die Fußballschuhe für immer an den Nagel zu hängen – und Tennis war ja wirklich auch kein schlechter Sport.

4.

Erlebnisse eines nicht braven Soldaten

Noch während der Schulzeit bekam K. ein Schreiben von höchster Stelle, wo er aufgefordert wurde, sich zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort zur Musterung einzufinden. Diese Musterung dient dazu die jungen Männer auf Herz und Nieren zu untersuchen und die Eignung für den harten Militärdienst festzustellen. Niemand hatte wirklich Freude damit aber keiner konnte dieser Prozedur entgehen. Einerseits wäre er ja gerne untauglich gewesen für den Dienst mit der Waffe, andererseits wollte er sich auch keine Blöße geben vor seinen gleichaltrigen Freunden aus der Ortschaft oder sich zum Gespött der ganzen Ortschaft machen.

Er war ohnehin schon irgendwie ein Außenseiter als angehender Maturant, der noch dazu daran dachte ein Studium zu beginnen, immer nur lernte, sich selten in Diskotheken mit den Mädels aus der Ortschaft oder den Nachbarortschaften herumtrieb - wenn er jetzt auch noch untauglich gewesen wäre, dann wäre er gänzlich unten durch gewesen oder man hätte ihn in die Kategorie der Drückeberger eingestuft: die Mädchen waren ihm nicht gut genug, für den Militärdienst war es sich zu schade.

Da die Auswahlkriterien dann doch nicht so hart waren und man im Wesentlichen nur darauf schaute, ob man beide Augen hatte und auch alle Gliedmaßen vollständig und am richtigen Ort waren, gab es für die gesamte Gruppe aus der Ortschaft kein Problem bei der Musterung: nur der seit Geburt schon behinderte *Michl* wurde nicht ausgemustert – er hatte damit aber auch nicht gerechnet und war trotzdem froh dabei gewesen zu sein.

Schon ziemlich angeheitert zog man durch die Straßen mit verrückten Hüten und Fähnchen und die ganze Ortschaft war stolz auf die jungen Männer, die nun bald bereit sein würden, die Heimat im Ernstfall heldenhaft zu verteidigen. Immer wieder wurde man von der Straße weg in ein Haus gezerrt wo der Doppler bereits am Tisch stand und darauf wartete hastig ausgetrunken zu werden. Gröhlend bedankte sich dann die Meute während sie noch aufgemuntert wurde, daß schon alles nicht so schlimm werden werde – die älteren Männer erzählten Anekdoten aus ihrer Soldatenzeit und die ganz alten ihre Erlebnisse aus den Weltkriegern, wo die Männer halt noch richtige Männer waren.

K. interessierte sich nicht wirklich für diese Geschichten, denn er haßte in Wirklichkeit alles was mit Gewalt zu tun hatte, aber der reichlich genossene Alkohol machte die Sache doch einigermaßen erträglich.

Er hatte dann die ganze Angelegenheit schon fast vergessen, doch wenige Tage nach der bestandenen Matura lag dann dieser Einberufungsbefehl im Postkasten, der ihn daran erinnerte, daß es an der Zeit war seine Pflicht zu tun. Sein Vater war sogar erstmals richtig stolz auf ihn und gab ihm den Rat sich richtig zu engagieren beim Bundesheer und sofort eine Militärkarriere einzuschlagen: er hätte damit auf der Stelle Geld verdient, wäre ihm nicht länger im Sack

gelegen und er hätte immer etwas zu erzählen gehabt im Gasthaus gegenüber: die Berichte aus dem Leben eines jungen Offiziers hätten schon was hergegeben. Aber wie immer sollte K. den hohen Anforderungen des Vaters nicht gerecht werden: er taugte nichts zum Fußballer, er konnte keinen Nagel auch nur annähernd gerade einschlagen, er hatte bei allen Tätigkeiten im Haus und Garten 2 linke Hände, er hatte nicht einmal noch eine Freundin in seinem Alter – in diesem Alter war er ja schon verheiratet und hatte sich seine Hörner bereits weitgehend abgestoßen – und auch zum Offizier taugte er nicht wie sich bald herausstellte. Es ist schon verständlich, daß man mit so einem Buben keine besondere Freude haben konnte.

K. fand sich schon im Morgengrauen pünktlich am Schlagbaum vor der Kaserne ein und betrachtete mißtrauisch diese Gestalten in grauen Uniformen und komischen Kopfbedeckungen, die lautstark ihre präzisen Kommandos gaben und den Blick stets geradeaus gerichtet hatten. Gemeinsam mit den anderen Leidensgenossen wurde er auf einem großen Lastwagen in das Zentrum der Kaserne geführt und direkt zur Bekleidungskammer gebracht: dort versorgte man ihn mit den sonderbarsten Gewändern, die er ab jetzt zu tragen hatte.

Nichts paßte eigentlich wirklich: die Hosen waren zu groß, die Hemden und Jacken dafür zu eng, die Schuhe drückten an allen Stellen und Kopfbedeckung und Helm fand man zuerst gar keinen für ihn. Er hatte offenbar einen besonders großen Kopf und brachte die Experten der Bekleidungskammer fast zur Verzweiflung: irgendwann hatte man aber doch etwas gefunden, was zwar immer noch eindeutig zu klein war aber zumindest nicht vom Kopf fiel. K. erschrak fast als er sich im Spiegel des Waschraumes in voller Montur sah: er war ja nie besonders zufrieden mit seinem Aussehen aber so blöd wie jetzt war er sich nie mehr vorgekommen.

Wahllos wurde die ganze Kompanie nun in Gruppen eingeteilt und den einzelnen Zimmer zugeordnet: 4 bis 6 Mann mußten hier nun eingepfercht auf engsten Raum die nächsten Monate gemeinsam verbringen. K. war hier der einzige Maturant und wurde gleich zu Beginn gehänselt: man hatte ja nicht wirklich was gegen ihn aber für die vielen Frustrierten, die für den Militärdienst immerhin die Freundin oder sogar schon Ehefrau verlassen mußten, war die Hänselei eigentlich das einzige Vergnügen das ihnen noch blieb: und es war herrlich zu erleben wie schnell dieser K. bei Sätzen wie „eh klar – bist ja nur ein Maturant“ in Saft ging.

Ja und auch das gesamte Kaderpersonal hatte sich traditionell gegen die Maturanten und Studenten verschworen: sie hatten es in ihren Berufen nicht zu viel gebracht, gingen irgendwann dann zum Militär und genossen es hier zu sehen, wie alle nach ihrer Pfeife zu tanzen hatten – den eingebildeten, verhätschelten Maturanten wollte man es natürlich besonders zeigen, aus denen würde man schon noch richtige Männer machen!

Nie wieder hatte K. das Gefühl seine Zeit so verplempert zu haben wie hier in der Kaserne und nie hatte er sich über längere Zeit so unwohl gefühlt wie hier beim Militär: aber er mußte hier einfach durch. Zuerst machte er ja noch gute Miene zum bösen Spiel, versuchte krampfhaft lustig zu sein und sogar Späße mit dem Kaderpersonal zu treiben – so wie er es halt aus seiner Schulzeit gewohnt war und wo er eher Vor- als Nachteile damit hatte.

Die Vorgesetzten hier fühlten sich aber extrem provoziert, hatten überhaupt kein Verständnis für seine Späße und schikanierten ihn gnadenlos: für Wochen bekam er keinen Ausgang aus der Kaserne – nur einmal leuchteten seine Augen als man auch seinen Namen vorlas bei der Verteilung der Ausgangsgenehmigungen aber nur wenige Sekunden später zerriß der junge Unteroffizier dieses Papier wieder mit dem Nachsatz „leider nicht“. Jetzt hatte auch K. begriffen welche Gesetze hier herrschten und er änderte sein Verhalten doch etwas.

Stillschweigend nahm er alle Demütigungen bei den Übungen hin und warf sich immer wieder in den Schlamm auch wenn er den Schleifer am liebsten dafür umgebracht hätte. Der Lohn dafür war dann der heißersehnte Ausgang : nach 4 Wochen durfte er erstmals die Kaserne verlassen und genoß das erste Wochenende in Freiheit. Die Übungen im Gelände wären trotz Schikanen noch zu ertragen gewesen, die Schießübungen hatten irgendwie sportlichen Wert, das Werfen der Handgranaten war zwar gefährlich aber auch noch einzusehen, das unsinnige Ausheben von Schützengräben hätte er auch noch geduldet, aber das endlose Herumlungern in den Zimmern auf engstem Raum mit den anderen Frustrierten war einfach nicht auszuhalten.

Stundenlang war man damit beschäftigt, den heiligen Spind so aufzubereiten, daß alle Kleidungsstücke mit exakten Kanten versehen fein säuberlich in Reih und Glied lagen – und auch bei den Betten galten die gleichen Regeln. Irgendwann hielt aber so eine Kante nicht mehr den Druck der daraufliegenden Kleidungsstücke stand, wurde leicht unsymmetrisch und war dann auf der einen Seite um eine halben Millimeter niedriger als auf der anderen: normalerweise ist so etwas mit freiem Auge gar nicht sichtbar aber für den Korporal war dies ein klarer Fall: er riß den gesamten Inhalt heraus und forderte K. auf beim nächsten Mal die Sache besser zu machen.

Wenn er Glück hatte, hatte er noch einen Leidensgenossen im Zimmer und geteiltes Leid ist bekanntlich halbes Leid: war er der einzige wurde er von seinen Zimmerkollegen natürlich angefeuert und mit allerlei guten Ratschlägen versorgt.

Noch schlimmer und strenger waren die Kontrollen bei der Braut eines jeden Soldaten: beim Sturmgewehr - hier durfte sich auch nicht das kleinste Staubkorn im Lauf befinden, denn sonst hatte man mit den schlimmsten Strafen zu rechnen: Ausgehverbot war dann das Mindeste. Man bewegte sich auf leisen Sohlen durch das Zimmer um ja keinen Staub aufwirbeln, man sprach ganz leise, denn wer kennt schon wirklich die Gesetze der Staubkörner die auf unbekanntem Wege dann doch immer den Weg ins Gewehr finden. Meist war aber trotzdem alle Mühe vergeblich und wenn auch vorher noch alles glänzte, bei der Kontrolle selbst hatten sich wieder 2 Staubkörner und ein Haar in den Lauf verirrt und machten die Arbeit eines ganzen Nachmittags zunichte.

Der Lagerkoller ergriff bald die gesamte Kompanie, die Nerven flatterten und oft entging man nur knapp einer Auseinandersetzung: man stand schon Aug in Aug bevor man doch noch vom Korporal rechtzeitig entdeckt wurde, mit saftigen Strafen belegt wurde und im gemeinsamen Absitzen der Strafe wieder zueinanderfand. Man begann förmlich die früher gehaßten Feldmanöver herbeizusehnen: viel lieber lag man im Dreck, robbte kilometerweit durch das Gelände, hob die tiefsten Schützengräben aus, tarnte sich mit Schlamm und Ruß bis zur

Unkenntlichkeit, froh in den Zelten bei Eis und bei Schnee, als sinnlos in den Zimmern herumzulungern, sich gegenseitig zu provozieren und auf die Spind- und Gewehrkontrollen zu warten.

Der Hauptmann war ein sehr gestrenger Mann und hatte nicht wirklich etwas gegen Maturanten oder gegen K.: nur das gar nicht zackige Salutieren und der Abgang auf die falsche Seite brachten ihn zur Raserei: gerne hätte er manchmal K. den Urlaubsschein ja gegeben, aber ein Abgang nach dem ohnehin schon schwachen Salutieren auf die falsche Seite war nicht zu tolerieren – und so hatte er am Wochenende wieder viel Zeit, ausgedehnte Spaziergänge durch die Kaserne zu unternehmen wenn er nicht ohnehin zu einem Strafdienst eingeteilt wurde, wo er die Kaserne zu beaufsichtigen hatte.

Er war dann ganz allein und freute sich als er Montag früh wieder Menschen sah – auch wenn dann die Schikanen fortgesetzt wurden. Bald bekam er eine ganz dicke Haut und wurde beinahe immun gegen Demütigungen aller Art, und dies merkte auch das Kaderpersonal für das K. immer uninteressanter wurde – das Quälen machte einfach keinen Spaß mehr und man suchte sich neue Opfer.

Die wenigen Höhepunkte waren immer die Schießübungen, denn darin sah K. zumindest einen sportlichen Wert. Besondere Erfolgserlebnisse gab es aber auch hier nicht für ihn: er war sich zwar ganz sicher den Mittelpunkt der Scheibe getroffen zu haben, aber das heftige Abwinken mit der Anzeigestange wies darauf hin, daß er offenbar die Scheibe gänzlich verfehlt hatte. Erst viel später bemerkte er wie die Sache wirklich lief: durch einen kleinen Spalt konnte man genau sehen wer gerade an der Reihe war und in Abhängigkeit von der Sympathie zum Schützen wurde wahllos ein innerer oder äußerer Ring angezeigt oder der Schuß als ungütig gewertet.

Nach Beendigung der Schießübungen fuhr man noch ins Gelände auf ein kleines Schützenloch: die schlechtesten Schützen hatten die tiefsten Löcher zu graben. K. kannte die Gegend aber schon wie aus seiner Westentasche und er wußte genau wo die interirdischen Mauerreste von früheren Gebäuden lagen: nachdem er bereits nach wenigen Zentimetern wieder auf eine solche Mauer gestoßen war, meldete er dies natürlich viel zu spät an die Vorgesetzten und jeder mußte einsehen, daß unter solchen Umständen an ein Weitergraben nicht zu denken war. Ein neues Loch ging sich natürlich nicht mehr aus und so durfte er sich in das halbfertige werfen: sie waren sich ohnehin im Klaren, daß im Kriegsfall K. die ersten Stunden nicht überleben würde und daher auch nie ein Schützenloch zu graben hatte.

Fröhlich verließ man dann die Schießstätte auf dem alten Militär-LKW und freute sich auf den gemeinsamen Umtrunk in der Heereskantine: wie fast jeden Tag soff man sich dort nieder und dieses Saufen schweißte die Kompanie irgendwie zusammen. K. war dann kein Maturant, kein Ausgestoßener, er war fast eine Art Kamerad und beim Saufen war er auch gar nicht so schlecht. Er stieg daher von Tag zu Tag im Ansehen der Kameraden und des gesamten Kaderpersonals vom einfachen Gefreiten bis zum Hauptmann.

Es gefiel ihm auch immer besser hier, sein Vater erkannte die neue Situation sofort und lag ihm gleich wieder mit seinen Offizierswünschen in den Ohren und plötzlich bekam er das Verlangen, es jetzt allen zu beweisen: er wollte nun wildentschlossen Offizier werden. Die Miene des gestrengen Hauptmanns erhellte sich zum ersten Mal als K. mit diesem Ansinnen an ihn herantrat, vergessen waren alle Tolpatschigkeiten und man begegnete ihm nun ganz anders. Die niederen Ränge sahen in ihm schon den neuen Leutnant, grüßten freundlich und K. genoß das förmlich. Er ließ sich natürlich zu keinen Diensten mehr einteilen, denn in einigen Tagen würde er ohnehin hier weg sein, um seinen Dienst an der Militärakademie anzutreten.

Gerade einen Tag vor der Abreise erwischte ihn dann ganz so als ob es ein Wink des Schicksals gewesen wäre eine schwere Grippe. Er schleppte sich mit letzter Kraft in das Kasernenspital, wo er fast 2 Wochen lang mit hohem Fieber darniederlag, unfähig sich auch nur für kurz von seinem Bett zu erheben. Die Sanitäter pflegten ihn aufopfernd, kontrollierten immer wieder das Fieber und K. wurde von Tag zu Tag ungeduldiger: er sah nun seine Militärkarriere stark gefährdet und haderte mit seinem Schicksal – was nun Vater Karl wieder sagen würde. Nachdem sich der Gesundheitszustand doch etwas gebessert hatte, brachte man ihn eilig in die Akademie und überließ ihn dort seinem weiteren Schicksal.

Die Kaserne war menschenleer, denn alle waren schon seit 2 Wochen im Gelände und absolvierten dort die härtesten Übungen. Es war direkt gespenstisch und eiskalt in dem großen riesigen Schlafsaal, aber es war zum Glück Holz und etwas Kohle da und K. konnte sich für wenige Stunden wärmen. Er dachte in dieser Nacht noch viel nach über sich und seine Beziehung zum Heer und war sich nicht mehr ganz so sicher, ob er wirklich zum Offizier geboren war. Am nächsten Tag ließ er sich dann gründlich auf seine Eignung für die Ausbildung hier an der Militärakademie untersuchen und man kam zum Entschluß, daß K. erst nach 2-3 Wochen wieder voll einsatzfähig sein würde und damit die ersten Übungen und damit ein entscheidender Teil der Ausbildung vorbei war – damit war es auch mit der Offizierskarriere vorbei.

Man riet ihm noch sich einen Tag auszuruhen und am Tag darauf wieder in die alte Kaserne zurückzukehren. Man kann sich kaum vorstellen wie peinlich es für K. war, als er am nächsten Montag wieder in der Kaserne eintraf. Fortan wurde er nicht mehr als „Maturant“ sondern als „Herr Leutnant“ bezeichnet und war wieder der Mittelpunkt ständiger Sticheleien. Nur beim Hauptmann hatte er an Sympathie gewonnen, er würdigte sein Interesse am Militär und machte ihn bei der nächsten Gelegenheit zum Gefreiten was ihm natürlich bei seinen Kameraden auch keine zusätzlichen Sympathien einbrachte.

Zu guter Letzt rüsteten dann alle ab und verließen fluchtartig die ungemütlich Stätte, aber K. mußte noch 3 Monate bleiben, denn er hatte sich vor seinem Wechsel an die Militärakademie zu einer Verlängerung des Grundwehrdienstes verpflichten müssen. Neue Jungmänner rückten ein und K. war ab sofort ihr Vorgesetzter: natürlich nicht bei irgendwelchen militärischen Übungen sondern bei der Reinigung der Waschräume und der Toilettenanlagen. K. war nun 3 Monate lang uneingeschränkter Chef der „Häuslbrigade“.

5.

Der Student

K. hatte wie gesagt die Matura geschafft, er hatte auch das dunkle Kapitel Bundesheer abgeschlossen und wußte nun nicht so recht, was er nun weiter anfangen sollte mit seinem Leben. Er hatte keine besonderen Ambitionen nun in seinen besten Jahren bereits in das Berufsleben einzutreten und beschloß daher irgendein Studium zu beginnen.

Er wußte lange nicht genau was er so studieren sollte aber er kannte jemanden, der einen Freund hatte, der wieder jemanden kannte der ein Landvermesser war. Diesen Landvermesser lernte er sogar persönlich kennen und dieser Landvermesser hatte es ihm einfach angetan. Plötzlich hatte er gar keine andere Wahl mehr und er geriet in den Bann dieser Wissenschaft. Ein Landvermesser wollte er sein: mit Skizzen und Plänen in der Hand, immer im Feld präsent, meist braungebrannt und immer etwas auswertend und zeichnend.

Auch die Mutter hatte in ihrem Beruf als Notariatsangestellte vereinzelt mit diesen Leuten zu tun und beschwerte sich häufig über die schlechten und für sie unlesbaren Pläne der einen und lobte die hervorragenden Pläne der anderen und fand daher die Idee gar nicht einmal so schlecht. Ab diesem Zeitpunkt brachte sie dann manchmal einige Planexemplare zur Ansicht nach Hause, aber K. konnte zu diesem Zeitpunkt noch herzlich wenig damit anfangen.

Irgendwann im Sommer reiste er dann in die Bundeshauptstadt nach Wien, um sich einen Eindruck von der Uni und dem was ihn da erwartete zu verschaffen. Es war abgesehen von diversen Besuchen von Fußballstadien sein erster richtiger Kontakt mit der Großstadt: irgend etwas war hier anders als am Land und er wunderte sich, daß ihn in der Straßenbahn alle so verständnislos anblickten, als er sie freundlich grüßte. Keiner erwiderte seinen Gruß und K. war leicht verunsichert.

An der Uni grüßte er dann besonders freundlich – wie es ihn seine Eltern gelehrt hatten – und besonders die Personen in den weißen Arbeitsmänteln, denn die konnten ja potentielle Professoren sein und da hieß es einen guten Eindruck zu hinterlassen. Aber auch die schüttelten meist verständnislos den Kopf und beachteten ihn einfach nicht. So stand er nun allein hier in dieser riesigen Universität und kam sich ganz klein und unbedeutend vor. Ein älterer Herr erkannte dann doch seine Sorgen und Orientierungslosigkeit und klärte ihn auf, daß erst in einer Woche Inskriptionsbeginn sei.

Besonders angetan war er nicht von diesem ersten Kontakt mit seiner Universität und er beschloß zumindest nächste Woche etwas später anzureisen. Das hätte er aber besser nicht tun sollen: hunderte Studenten standen bereits Schlange und rauften sich um die vordersten Plätze – knapp vor Mittag hatte er es aber doch geschafft und knallte seine Dokumente auf den Tisch,

beantwortete ein paar Fragen, füllte noch ein paar Zettel aus und war ab diesem Zeitpunkt ein vollwertiger Student mit Studentenausweis und Studienbuch.

Er benötigte nun mehrere Tage um alle relevanten Vorlesungen und Übungen zu finden – vielleicht auch deshalb weil er die vor den großen Aushangtafeln herumstehenden Studenten sorgfältig musterte und beobachtete für welche Veranstaltungen sie sich interessierten – jeder konnte ja sein Studienkollege sein. Tatsächlich fand er bald einige die auch die Landvermesserei studieren wollten – warum wußten auch sie nicht so genau aber die meisten hatten ein Interesse an Mathematik was für dieses Studium halt eine wichtige Voraussetzung war.

Am ersten Vorlesungstag war dann das Geheimnis gelüftet und ungefähr 30 Studenten warten im kleinen Hörsaal darauf, was die Zukunft bringen würde. Sie wurden darüber informiert, daß sie wahrscheinlich eine interessante Ausbildung erwarten würde, daß das Ansehen des Landvermessers verglichen mit den anderen Technikern eher gering sei und daß naturgemäß fast 50 Prozent der Studierenden auf der Strecke bleiben was die Chancen für die Übrigen natürlich wieder verbessern würde.

In den ersten Wochen und Semestern gab es vorwiegend allgemeine Vorlesungen, in denen man mit Kollegen auch aus anderen Studienrichtungen wie dem Bauingenieurwesen oder Maschinenbau zusammentraf. Da waren plötzlich nicht 30 Leute sondern 300 Leute anwesend und die Hörsäle waren zum Bersten voll. Selten hatte er so geschwitzt wie in den überfüllten Hörsälen seiner ersten Studienjahre – und nicht vielleicht wegen der attraktiven Technikerinnen. Mädchen gab es fast keine hier und die wenigen waren ohnehin gut betreut – er hätte auch keine Zeit für sie gehabt, denn er hatte zu Beginn große Mühe das Vorgetragene auch nur annähernd zu verstehen. Alles war so wissenschaftlich hier und all das was er im Gymnasium spielend leicht verstanden hatte, wurde hier unter anderen Begriffen unter einem anderen Deckmantel vorgetragen und die Professoren gaben sich alle Mühe dies vor den Studenten zu verheimlichen. K. hatte aber bald die Zusammenhänge durchschaut, fand die Parallelen zu seinem im Gymnasium angeeigneten Wissen und bekam die Sache immer besser in den Griff.

Auf eine Frage des Professors vor 300 Studenten eine Antwort zu geben war aber etwas anderes als früher: obwohl er die richtige Antwort wußte, stotterte er irgend etwas in den Saal und erheiterte damit Kollegen und Professoren und daher schwieg er bald nur mehr: Mitarbeit war hier in dieser Anonymität offensichtlich nicht notwendig – sollten es doch die anderen sagen, er wußte es ohnehin und brauchte es auch niemand zu beweisen. Bald lichteten sich die Reihen, denn es waren erstmals brauchbare Skripten erschienen in denen man das Meiste ohnehin nachlesen konnte.

Nur K. blieb stur und unbeirrbar und ließ sich nur selten von seinen Kollegen überreden, die eine oder andere Vorlesung ausfallen zu lassen, ein kleines Bier zu trinken oder das Studentenleben überhaupt mehr zu genießen. Er hatte seinen Eltern versprochen die Sache nach 5 Jahren termingemäß in der vorgeschriebenen Zeit zu beenden und was K. versprochen hatte hielt er auch in der Regel. Jeden Tag nahm er die lange Anreise auf sich und fuhr mit dem überfüllten Zug nach Wien und am Abend wieder zurück: er kam nicht einmal auf die Idee sich nach einer

Studentenwohnung umzusehen – seine Eltern hätten das aber wahrscheinlich ohnehin nicht finanziert. Später konnte er ja machen was er wollte aber jetzt war er noch zu hundert Prozent abhängig von seinen Eltern und hatte daher das zu tun was sie wollten: und da konnte er auch schon über 20 Jahre alt sein: in den genauen Aufzeichnungen über das Taschengeld konnte man ja jederzeit nachlesen, was der Bub den Eltern kostete.

Natürlich gab es vor allem nach einer bestandenen Prüfung auch Grund zum Feiern und er machte gelegentlich einen Abstecher in die Studentenbuden seiner Kollegen oder in die benachbarten Gasthäuser – vorwiegend zum Karlwirt: pünktlich um 23:45 fuhr er aber mit dem letzten Zug nach Hause und die eigene Alkoholisierung ließ ihn die Alkoholisierung der anderen späten Gäste dabei leichter ertragen. Obwohl er erst weit nach Mitternacht zuhause ankam, stand er um 7:15 schon wieder pünktlich am Bahnsteig und besuchte pflichtbewußt Vorlesungen und Übungen. Im Studentenheim hätte er sich wahrscheinlich die Bettdecke über beide Ohren gezogen und hätte richtig ausgeschlafen, zuhause war Mutter Maria allerdings unerbittlich und lüftete pünktlich um 6:45 das Schlafzimmer, begrüßte ihn freundlich und befragte ihn über die Geschehnisse des Vortages - und so hatte K. eigentlich gar keine andere Wahl.

Irgendwann waren die allgemeinen Vorlesungen vorbei, es ging nun ans Eingemachte und endlich wurde ihm nun Wissen am Sektor der geliebten Landvermesserei vermittelt. Das Rechnen mit dem Logarithmenbuch begeisterte ihn allerdings recht wenig und das geodätische Zeichnen schon gar nicht: er hatte bereits so etwas wie Haßgefühle gegen diesen überheblichen Assistenten in seinem weißen Arbeitsmantel, der die Zeichenarbeiten zu begutachten hatte. K. sah eigentlich überhaupt keinen Sinn in dieser Übung, bemühte sich aber trotzdem redlich und versuchte möglichst wenig von den vorgeschriebenen Normen abzuweichen. Der junge Assistent wand sich aber trotzdem meist in Krämpfen, war persönlich betroffen von dem Dargebotenen und ließ erst im 3. Anlauf Nachsicht walten. Einige Kollegen scheiterten aber bereits an dieser Hürde, versuchten ein anderes Studium oder verließen überhaupt die Uni.

Die Vorlesungen und Übungen wurden von Tag zu Tag schwieriger aber im gleichen Maße auch interessanter. Neben der herkömmlichen Landvermesserei hörte man auch etwas über die höhere Geodäsie und Astronomie: es war schon interessant mit Hilfe des Sternenalmanachs aus den Messungen zu den Sternen oder Planeten die Position auf der Erde ziemlich genau bestimmen zu können. Die Nachtübungen in Astronomie hatten ihren besonderen Reiz: das leichte T-Shirt reichte allerdings meist nicht für die Nacht und so stand K. zitternd am Dach des Institutsgebäudes und fand unter diesen Bedingungen nur schwer die Sterne.

Die Feldübungen waren überhaupt die eigentlichen Höhepunkte der Studienzeit: hier kam man sich auch privat näher, man lebte auch auf engstem Raum zusammen aber anders als früher in der Kaserne: man hatte gemeinsame Ziele, man mußte und wollte sich gegenseitig helfen und man hatte viel Spaß miteinander. Auch Professoren und Assistenten lernte man näher kennen und verstehen. Der einzige Nachteil war auch hier, daß man wenn man über den Durst getrunken hatte am nächsten Tag so seine Probleme hatte. Da man aber meist in Gruppen zu 4-5 Personen eingeteilt war, konnte man sich sogar einen Ausfall von 2-3 Mann leisten und die gestellten Aufgaben konnten bei vollem Einsatz der übrigen Gruppenmitglieder auch noch bewältigt

werden. Einmal schlief K. nach einer durchzechten Nacht tatsächlich während eines längeren Meßvorgangs ein, nachdem er sich kurz in die Wiese gelegt hatte, und erwachte erst als seine Kollegen schon fort waren – er fand nie heraus ob man ihn wirklich nur vergessen hatte oder ob sie dies mit voller Absicht getan hatten.

Nach einem Totalausfall war man am nächsten Tag schon alleine wegen des schlechten Gewissens natürlich besonders engagiert, hastete von einem Standpunkt zum nächsten, drehte das Meßgerät unermüdlich im Kreis, nahm die erforderlichen Ablesungen vor und zeichnete alles genau auf. Am Abend saß man wieder gemütlich beisammen im idyllischen Gasthaus am Fuße der Hohen Wand, irgendwo im Burgenland oder in Thaya an der Thaya. Diese Übungen waren im Unterschied zu den Vorlesungen und Rechenübungen keine echte Hürde: hier galt es eher Kameradschaft und Trinkfestigkeit zu beweisen und dem alten Spruch gerecht zu werden: *„ein Vermesser der nicht säuft ist wie ein Radl das nicht läuft“*.

Die meisten Lehrer waren gerecht und berechenbar, bei den anderen hatte K. zumindest Glück keinen ihrer schlechten Tage erwischt zu haben und so war bald der erste Studienabschnitt erledigt. Auch den zweiten Abschnitt begann er mit großem Elan, gelangte aber in der Zielgeraden doch irgendwie zur Erkenntnis, daß das Studieren nicht alles sein könne im Leben. Auch wenn er dagegen ankämpfte konnte er sein Interesse für das andere Geschlecht nicht mehr leugnen – und wenn es schon unter den Studentinnen keine große Auswahl gab, mußte er sich wohl woanders umsehen. Er schloß sich unter dem Deckmantel eines Interesses an den Religionen dieser Welt einer katholischen Jugendgruppe an und diskutierte bis spät in die Nacht hinein über Gott und die Welt: in Wirklichkeit hatte er nur Augen für die zugegeben nicht wirklich un hübschen Mädchen dieser Gruppe.

Auf einem gemeinsamen Schikurs lernte er dann erstmals eine Mädchen näher kennen: eigentlich gehörte sie gar nicht direkt dieser Gruppe an sondern war nur die Freundin einer Freundin: *Adelheid* war nicht besonders zufrieden mit ihrer Beziehung und da kam dieser K. mit seiner Unerfahrenheit gerade recht. Ja diese erste Liebe war schon etwas anderes als ein Tor beim Fußballspielen oder ein richtiges Rechnergebnis: er hatte erstmals diese wunderschönen Schmetterlinge im Bauch. Adelheid warf ihn dann tatsächlich im Studium zumindest ein Semester zurück und erst als diese erste Beziehung in Brüche gegangen war und er wieder Herr seiner selbst war, ging es wieder voran.

Am Ende hatte er es wirklich geschafft und er hielt genau nach 10 Semestern das heißbegehrte Diplom in seinen Händen: das Diplom der Landvermesserei das ihn berechtigte Vermessungen jeglicher Art durchzuführen. Eine kleine Familienfeier im Anschluß an die Sponsion rundete die Sache ab und er hatte erstmals das Gefühl, daß sein Vater wirklich stolz auf ihn war - auch wenn er noch immer keinen Nagel gerade einschlagen konnte: an diesem Tag war das egal!

Das Vermessungsbüro

Noch bevor K. die letzten Prüfungen absolviert hatte, hatten bereits einige Büros bei ihm vorgesprochen, darunter auch die Firma *ÖVU* die später noch öfters erwähnt werden wird. Gerade die Firma *ÖVU* bekniete ihn fast förmlich zu Ihnen zu kommen - doch K. lehnte ab, denn er hatte bereits Professor *Holinka* versprochen in seinem Büro zu arbeiten: und was K. versprochen hat, hat er meist gehalten (K. wußte zu diesem Zeitpunkt noch nicht, daß sich diese Eigenschaft später noch oft als Nachteil herausstellen würde).

Wie gesagt K. hatte großes Glück, denn K. kannte sich auch sehr gut mit EDV aus und die EDV hatte halt Zukunft.

Kurz bevor es allerdings richtig los ging verbrachte K. noch einige schöne Wochen in Griechenland, wo er endlich nach dem langen und oft eintönigen Studium einmal richtig ausspannen und mit der Seele baumeln konnte.

Und auch privat hatte K. Glück. Gerade wo er am wenigsten damit gerechnet hatte, lernte er ein recht interessantes Mädchen kennen er hatte von Anfang an das Gefühl es könnte die Frau seines Lebens werden. Der kühle, trockene Techniker K. konnte sich nun endlich auch von seiner anderen Seite zeigen und er selbst lernte sich von seiner anderen Seite kennen. Plötzlich waren nicht nur mehr Zahlen und Formeln wichtig, Seiten und Winkel, Koordinaten und Koordinatensysteme. Diese Frau passte eigentlich gar nicht so richtig in sein Schema aber es war schön mit *Angelika* - auch wenn K. irgendwie Angst hatte, daß sie ihn gar bremsen könnte bei seiner ersten großen beruflichen Herausforderung.

K. trat nun erstmals seinen Dienst an - keiner im Büro konnte eigentlich verstehen, daß *Holinka* einen Mann aufnahm und zur gleichen Zeit 14 andere Leute entließ - aber so ist halt das Leben. Dieser Umstand war wahrscheinlich auch ein Grund warum K. dieses Büro als kalt - als eisig kalt - empfand. Man grüßte zwar, man redete auch das Notwendigste aber irgendwie hatte sich K. das alles anders vorgestellt. Er erinnerte sich wehmütig an seine Ferialzeit im gerade im Bau befindlichen Krankenhaus, wo er viel mit den anderen Kollegen gescherzt hatte und trotzdem alles zur Zufriedenheit erledigt wurde.

Er trauerte dem Büroleiter nach, der immer versuchte seine Mannschaft flott zu bekommen um doch nach kurzer Zeit zu resignieren und wieder von seiner großen Liebe zu erzählen: und alle lauschten gespannt. K. hatte mit *Werner* ein besonders inniges Verhältnis: einmal nahm ihn *Werner* sogar auf einen kurzen Segelflug mit. K. wehrte sich lange aber dann überwog doch die Neugier: nach dem ersten Looping wo er dann kurz über *Werner* zu liegen kam und dem freien Fall um ca. 100m und der gerade noch geschafften Landung (*Werner* hatte angeblich nur bei diesem Flughafen immer wieder leichte Probleme) war K. heilfroh, daß er wieder festen Boden unter den Füßen hatte und er schwor sich, nie wieder in so ein Flugzeug einzusteigen.

All das gab es im Büro Holinka nicht. Aber die Arbeit ging trotzdem überraschend gut voran, nachdem K. endlich den vor einem halben Jahr auf Verdacht gekauften und schon wieder hoffnungslos veralteten Computer in Schwung gebracht hatte.

Nur ein kleines Problem zeichnete sich ab: der alteingesessene EDV-Guru *Jonny* betrachtete K. sehr argwöhnisch. K. war ja noch sehr jung und man kannte ihn noch kaum. Jonny wollte natürlich Berichte, Zwischenberichte, Abstimmungen, Kontrollen. Doch K. war kein Mann der großen Worte - er wollte realisieren und informieren wenn er es für zweckmäßig hielt. K. war leider nie ein Diplomat und spätestens jetzt sah K., daß das Berufsleben doch gewisse Unterschiede zum Studium aufweist.

Viele Wochen gingen durchs Land und K. hatte speziell morgens immer stark gerötete Augen durch die anstrengende Arbeit am Computer. K. hatte nie geglaubt jemals mit einem Computer derartig innig kommunizieren zu können, sodaß dieser nach Eingabe der abenteuerlichsten Formeln und Algorithmen tatsächlich die unglaublichsten Ergebnisse, Tabellen und Kurven lieferte.

Auch mit den Kollegen ging es immer besser: man war nicht böse auf K. aber man redete halt überhaupt nicht viel untereinander. K. hatte sich entschlossen mit den Kollegen gemeinsam das Mittagessen einzunehmen denn K. dachte insgeheim, daß man sich hier sicher näherkommen würde.

K. hatte sich aber gründlich getäuscht: das gemeinsame Mittagessen gehörte sicher zu den stillsten Momenten am Tag und durch die unendliche Stille wäre es für K., der im wesentlichen ohnehin ordentliche Tischmanieren hatte, unvorstellbar gewesen auch nur ansatzweise zu schlürfen oder andere Unsitten hervorzukehren. Vor dem Computer entfuhr K. doch manchmal ein "Ach", ein "Aha", ein "Nein das darf nicht wahr sein" oder in Extremsituationen ein "Sch....". Aber beim Mittagessen war es ganz still. K. versuchte ganz zu Beginn noch Jonny und die anderen in ein Gespräch zu verwickeln, doch die strengen Blicke der anderen verwiesen K. immer rechtzeitig in die Schranken. Nach einer halben Stunde war der Spuk allerdings vorbei und man konnte wieder richtig aufatmen.

K. war natürlich schon nach einem halben Jahr als ein EDV-Guru verschrien, den man am besten im Haus einsperrt : K. war darüber nie ganz glücklich, denn ein Landvermesser gehört eigentlich aufs Feld. Die Bitte einmal auch einen Außendienst mitmachen zu dürfen wurde zunächst abgeschmettert. "*K. wollen Sie haben, daß sie die U-Bahn zusammenführt?*", oder "*K. wollen Sie in einen Schacht stürzen?*" waren die üblichen Antworten. Doch einmal war der Büroleiter offensichtlich in guter Stimmung und man schickte K. in den Außendienst.

Nach einigen Minuten war allerdings sofort die Freude wieder der Ernüchterung gewichen. Man hatte nämlich K. nicht mitgeteilt, daß die Vermessung für die Rohrvorpressung nicht ganz ungefährlich war. Man hatte einfach vergessen ihm zu sagen, daß nur ein ganz schmaler Weg durch die mit Gleitmittel gefüllte Röhre führt.

K. wich prompt vom richtigen Weg vollbepackt mit Vermessungsutensilien ab und stand bis zu den Knien in dem ekeligen Gleitmittel, das ihm die Gummistiefel bis zum Rand füllte. Die anderen Kollegen zeigten sich sofort hilfsbereit und begannen K. mit vereinten Kräften zu säubern - der Tag war allerdings gelaufen.

K. hatte nun eingesehen, daß dieser Außendienst wirklich nichts für ihn war und er hatte auch erstmals das Gefühl, daß - bevor natürlich K. den Raum betrat - beim gemeinsamen Mittagessen geredet und gescherzt wurde. K. hatte also offensichtlich wirklich etwas zur Kommunikation im Büro beigetragen und war ab jetzt nun mit seiner Arbeit wieder sehr zufrieden.

Allerdings nicht mehr mit seinem Gehalt. Nachdem etwas Gras über die "Gleitmittelfläche" gewachsen war, glaubte K. nach zwei Jahren im Büro nun doch einmal eine Gehaltserhöhung fordern zu können und er wollte unbedingt diesbezüglich bei Professor Holinka vorsprechen. Holinka war für K. immer unerreichbar, Holinka redete nie mit K., er war aber auch selten da. Nur gleich zu Beginn hatte er ihn mal von hinten mit jemanden anderen verwechselt: *"Herr Alex, ich habe sie schon länger nicht gesehen"* sagte er zu K. und war peinlich berührt als er sah, daß ein Unbekannter vor ihm stand (Alex wurde ja kurz vorher entlassen). K. hatte später Alex noch einmal getroffen und feststellen müssen, daß von hinten wirklich eine große Ähnlichkeit bestand - damit war Holinka wieder rehabilitiert.

Nach wiederholter Anfrage um einen Termin beim großen Holinka war es dann doch soweit: Holinka teilte K. gleich zu Beginn mit, daß er nur wenige Minuten Zeit habe und dann gleich wieder weg müßte. Das verunsicherte K. natürlich und brachte ihn sofort in eine schwache Verhandlungsposition. Professor Holinka bedankte sich mehrmals für die gute Zusammenarbeit und die hervorragenden Leistungen wies aber auch sofort auf die Tatsache hin, daß die wirtschaftliche Situation besonders jetzt sehr schwierig sei. Und außerdem gäbe es jetzt sehr viele junge Ingenieure am Markt. Und mit der EDV alleine: das sei halt zuwenig. K. verließ sehr deprimiert das Zimmer von Holinka. Er wußte zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht, daß er Jahre später viel dafür gegeben hätte ein derart konstruktives Gespräch mit einem Vorgesetzten zu führen.

K. versuchte ab diesem Zeitpunkt der Arbeit im Büro Holinka trotzdem positive Aspekte abzugewinnen. Er hatte herausgefunden, daß es im Büro eine sehr komfortable Dusche für die Putzfrauen gab, die praktisch nie benutzt wurde. Da K. in einer kleinen Zweizimmerwohnung mit Kaltwasser wohnte, hatte er bald die Vorteile dieser Dusche erkannt. Am Anfang war es ihm noch peinlich als er manchmal nach Dienstschluß mit dem Handtuch bewaffnet noch auf Kollegen traf. Aber er wußte, daß EDV-Leute ohnehin oft als Spinner gelten und nahm an, daß die Kollegen schon Verständnis haben würden.

Ein weiterer Vorteil hatte sich ergeben. K. hatte einen günstigen Friseur in der Nähe des Büros ausfindig gemacht und sogar einen günstigen Bürospezialtarif ausgehandelt. Und nach dem Friseurbesuch wurde sofort wieder im Büro geduscht, denn K. haßte nichts mehr als die vielen kleinen Haare im Hemd die immer fürchterlich juckten und ihn fast zum Wahnsinn trieben.

Nachdem er nun all diese kleinen unbezahlbaren Vorteile zu nutzen wußte und zu schätzen gelernt hatte, war er umso mißtrauischer als eines Tages der große Holinka ins Büro rief. An eine Gehaltserhöhung dachte K. nicht mehr, also rechnete er mit dem Schlimmsten.

Professor Holinka eröffnete. *"Lieber Kollege K. Ich muß Ihnen mitteilen, daß wir in nächster Zeit kleinere Umstrukturierungen im Büro vorhaben. Wir können uns keinen zweiten EDV-Mann*

leisten". K. verfiel zusehends und hörte schon die weiteren Worte des Professors nur mehr aus weiter Ferne. Nachdem er sich aber wieder etwas erholt hatte, vernahm er gerade noch die letzten Worte "Aber ich mache Ihnen ein Angebot: kommen sie zu mir an die Uni - ich lasse ihnen eine Woche für Ihre Entscheidung Zeit".

Also hat sich dieser alte Fuchs Jonny doch durchgesetzt und erstmals glaubte er sogar ein freundliches, fast väterliches Lächeln in Jonnys Gesicht zu erkennen als er Holinkas Zimmer verließ. Gerade Jonny war in den nächsten Tagen sehr freundlich - fast könnte man sagen zuvorkommend - zu K. Auch er würdigte erstmals die großen Leistungen im EDV-Bereich und meinte, daß es eigentlich schade sei einen so guten Mann zu verlieren.

K. war hin- und hergerissen aber langsam setzten die positiven Gedanken durch: *"Es hätte alles schlimmer kommen können"*. Universitätsassistent war wohl das letzte Berufsziel, das sich K. gesetzt hatte aber Professor Holinka hatte ohnehin gesagt: *"Ewig werden sie da natürlich nicht bleiben können, aber die Tätigkeit könnte ein gutes Sprungbrett sein"*. Auch Angelika hatte schon angedeutet, daß sie es sich durchaus mit einem Universitätsassistenten vorstellen könne.

Die Entscheidung war praktisch schon gefallen, K. fragte obwohl er es ohnehin ahnte nach: *"Muß ich da auch vor Studenten vortragen?"*. Professor Holinka meinte nur *knapp "Das lernen Sie schon noch"*.

Mit Schaudern dachte K. noch an seine Redeübungen im Gymnasium die allesamt ein totaler Reinfall waren und bei denen er sich immer unendlich blamiert hatte, wo er gestottert hatte obwohl er sonst nie stotterte, wo er rot bis zu den Knien wurde obwohl er sonst nur sehr selten errötete.

Der Deal war perfekt, K. stimmte zu.

7.

Hochzeit mit Angelika

Neben den ersten großen beruflichen Herausforderungen wurde K. nun auch privat mehr gefordert als während seiner Studienzeit.

K. hatte immer ein sehr gutes Verhältnis zu den Schulfreundinnen, zu den Studienkolleginnen und auch zu anderen Frauen und Mädchen. K. liebte die Gesellschaft von Frauen und Mädchen seit seiner frühesten Kindheit. Seine liebsten Spielkameraden waren meist Mädchen und besonders gerne mochte K. seine Cousine *Berta* mit der er sogar mehr spielte als mit seiner eigenen Schwester.

Nicht immer wurde allerdings seine Liebe und Zuneigung auch von den Frauen erwidert. Gewiß K. war nicht gerade häßlich aber er hatte auf den ersten Blick auch nichts in das sich eine Frau sofort verlieben konnte. K. konnte man erst lieben wenn man ihn näher kannte, wenn man durch seine vielleicht manchmal rauhe Schale zu seinem Inneren vorgedrungen war.

K. mußte sich seine Aufmerksamkeit bei Frauen immer hart erkämpfen, erst auf den zweiten, dritten manchmal sogar zehnten Blick wurde K. erst richtig wahrgenommen. Und wenn sich wirklich einmal eine Frau für K. interessierte, dann war es meist er, der sich sofort wieder in sein Schneckenhaus zurückzog und einer gerade aufkeimenden Zuneigung jegliche Grundlage raubte. K. wollte sich halt nie blamieren oder bloßstellen: in der Schule nicht, im Beruf nicht und bei Frauen schon gar nicht.

Besonders hart war es immer als seine Schulkollegen über ihre ersten sexuellen Erfahrungen berichteten und damit prahlten (erst später erfuhr K., daß diese meist auch nur erfunden waren). K. war aber immer sehr ehrlich: er hatte nichts erlebt und hatte daher auch nichts darüber zu berichten.

Nur einmal hatte K. Glück und zog dabei gleich die Aufmerksamkeit mehrerer Mädchen auf sich: am Schulschikurs hatte sich K. bei der letzten Abfahrt leicht verletzt. Sofort war Hilfe zur Stelle und er wurde von mehreren Mädchen aus seiner Gruppe erstversorgt (K. hatte natürlich mitbekommen, daß gerade in den schwächeren Guppen viele Mädchen waren und legte daher nie Wert darauf mit seinem Schikünsten zu glänzen).

Augenblicklich wurde natürlich die Verletzung noch schlimmer und die 4 Mädchen mußten K. mit vereinten Kräften mühsam ins Tal befördern, kümmerten sich auch dann noch rührend um ihn und selbst später in der Schule in den Pausenrunden konnte K. noch von seiner Verletzung profitieren und hatte immer einige Mädchen um sich.

Leider dauerte dieser Zustand nicht ewig an und die alte Hackordnung war bald wieder hergestellt: K. drehte wieder allein seine Runden (auch die Verletzung war vollständig abgeklungen).

Selbst die Maturareise brachte keine weiteren Erkenntnisse in seinem Liebesleben und die Vorlesungen der Landvermesserei waren halt auch fast ausschließlich von Burschen besucht.

Und mit Burschen hat sich K. nie etwas angefangen, daran hätte er nie gedacht. Er war fast erschrocken, als er erfuhr, daß ein sehr guter Bekannter, bei dem er mehrmals genächtigt hatte nicht nur oder überhaupt nicht dem anderen Geschlecht zugeneigt war. Und gerade diesem Freund hatte K. soviel über seine geheimsten Wünsche erzählt und immer wieder von den verschiedensten Mädchen vorgeschwärmt.

K. wäre gar nicht so unglücklich gewesen, wenn er sich nicht manchmal schon als "Übriggebliebener" gefühlt hätte. K. lebte zu dieser Zeit noch am Land und gerade am Land kannte ein jeder jeden. K. war da schon ein bißchen verdächtig, denn alle in seinem Alter hatten schon eine feste Freundin oder waren verheiratet. Auch seine Eltern machten in letzter Zeit schon so komische Bemerkungen und Andeutungen und hatten schon eine Umbau erwogen, denn sie rechneten daß der Bub wohl noch länger bei Ihnen bleiben würde.

Doch K. konnte sie beruhigen: unmittelbar nach dem Studium verließ er die elterliche Wohnung und suchte sich eine kleine Zweizimmerwohnung in der Stadt.

K. hatte zum Glück viele Freunde und einer seiner besten Freunde - *Rupert* - erbarmte sich und nahm den neu zugereisten Stadtbewohner zu mehreren Jugendveranstaltungen mit. K. war weniger an religiösen oder politischen Fragen interessiert, aber er konnte dort ganz leicht Kontakte mit den verschiedensten Mädchen knüpfen, die hauptsächlich aus Neugierde mit dem Zugereisten sprachen. Alles war aber sehr unverbindlich und ging nie tief. Bis zu dem Tag als *Angelika* kam.

Angelika war eher auch zufällig über die Bekannte ihrer Schwester in diese Gruppe geraten als beim geplanten Schikurs jemand ausfiel und Angelika sich bereit erklärt hatte einzuspringen. Angelika und ihre Art zu sprechen hatte K. sofort gefangengenommen und er freute sich auf den Schikurs. Er hatte Erwartungen und er ging erstmals nach langem wieder voll aus sich heraus. Er probierte auch wieder die Mitleidsmaske und stürzte bei jeder Gelegenheit so gut er konnte und weckte bei manchen Mädchen wieder den natürlichen Mutterinstinkt indem sie ihn bei jeder Gelegenheit aufhalfen, ihn bedauerten und ihn trösteten.

Nur Angelika konnte er nicht beeindruckten: weder auf der Piste, noch in der Disco, noch sonst irgendwo. K. schwor sich aber diesmal nicht locker zu lassen und er mußte all seinen Mut zusammennehmen und über alle seine Schatten springen bevor er unmittelbar nach dem Schiurlaub Angelika anrief und sie - natürlich ganz unverbindlich - zu einer Tennisstunde einlud. Man plauderte am Telefon noch kurz über den Schiurlaub und Angelika sagte überraschend zu.

Am schmalen Weg zum Tennisplatz - links die Straße, rechts eine Mauer - glaubte K. plötzlich zu erkennen, daß Angelika seine Nähe suchte und K. empfand das als sehr angenehm und noch entschlossener drückte er sich an Angelika und noch entschlossener drückte sie zurück. Jahre später sagte Angelika dann, daß sie nur deswegen näher kam weil sie sich an der Hausmauer auf der anderen Seite nicht schmutzig machen wollte. So ist halt das Leben und nur durch Zufall fing das also an zwischen Angelika und K.

Dem Tennisspiel folgten weitere Treffen und die Ankündigung von Angelika mit ihrer Freundin die langgeplante Griechenlandreise anzutreten. K. fiel natürlich aus allen Wolken und wollte

bereits wieder aufgeben, doch irgendetwas in ihm sagte ihm, daß es sich lohnen würde um dieses Mädchen zu kämpfen. Auch er buchte mit seinem Freund *Hans-Jörg* eine Reise nach Griechenland und zufällig fuhr man mit dem gleichen Zug.

Angelika war sich noch nicht sicher mit K. und wollte ihn vorerst ihrer Freundin noch nicht vorstellen. Diese Reise war daher alles andere als angenehm - die Zugfahrt war der reinste Höllentrip für K. Hin- und hergerissen zwischen seinen Gefühlen, zwischen anderen Mitreisenden, zwischen Schlafen und Wachen, zwischen Hoffen und Bangen war K. froh, daß diese Reise doch nach 48 Stunden zu Ende ging - auch wenn er wußte, daß er sich nun von Angelika trennen mußte.

Und bei dieser Trennung hatte K. erstmals richtig gespürt, daß er verliebt war in Angelika, verliebt wie er noch nie in seinem Leben verliebt war. K. hatte sich immer gewünscht nach Griechenland zu fahren, doch plötzlich war alles so sinnlos. Auch die Aufmunterungen von Hans-Jörg halfen da nichts. Man traf sogar einige Mädchen: Hans-Jörg war ein großer Meister seines Faches und hätte K. auch gerne was zukommen lassen. Doch K. hing nur herum. Was hätte er früher gegeben hätte ihn diese blonde Schottin zum Tanzen aufgefordert oder hätte ihn diese nette Deutsche so einladend angesehen.

Mühsam kämpfte er sich die Stufen zur Akropolis hinauf - alles war so sinnlos geworden. Auch der herrliche Ausblick aufs Meer von Kap Sounion konnte K. nicht aufheitern und auch die Ratten frühmorgens am Strand störten ihn nicht.

K. aß auch fast nichts mehr - und das war sehr selten und daher bedenklich - er litt unendlich und sehnte sich zurück in die Stadt wo er hoffte Angelika wieder in seinen Armen halten zu können.

Und endlich nach unendlich langen 2 Wochen wieder zurück vom Urlaub stand er seiner Angelika gegenüber. Eer empfand mehr denn je zuvor und er sah auch was Angelika für ihn empfand.

Die Beziehung wurde immer tiefer und wurde gleich mit einem Italienurlaub und einem Urlaub in Budapest fortgesetzt. K. war in einem wahren Liebestaumel und immer öfter kam Angelika in seine Zweizimmerwohnung. K. hatte es immer gehaßt das Holz bis in das 4. Stockwerk zu tragen aber jetzt sah er erstmals auch die Vorteile von diesem kleinen Holzofen. Was kann auch romantischer sein als dieses leise Knistern eines Holzofens, das Lodern der Flammen die den dunklen Raum einmal mehr und einmal weniger erhellen.

K. trennte sich nun auch von den Bildern mit den vielen nackten Frauen an der Wand - er brauchte das alles nicht mehr, er hatte ja jetzt Angelika und da konnte keines dieser Modells nur annähernd mithalten.

Und fast war wieder ein Jahr vergangen als die Zimmervermieterin überraschend starb. K. mußte nun innerhalb einer Woche die Wohnung verlassen, aber wieder hatte er Glück. Angelika teilte ihm mit, daß im Haus ihres Vaters ein Zimmer leer wäre und das wäre gleich auch eine gute Gelegenheit die Eltern kennenzulernen.

K. zeigte sich von seiner besten Seite, sodaß es keine Einwände gab. K. zog mit all seinen Habseligkeiten - im wesentlichen nur eine Matratze, etwas Geschirr, ein Fernseher und Kleidung - in das Haus von Angelika.

Im Haus von Angelika herrschte natürlich Zucht und Ordnung und Angelika mußte weiterhin bei ihren Eltern wohnen - manchmal gelang es ihr doch sich heimlich fortzuschleichen und mit K. den Abend zu verbringen. Der strengen Großtante war das natürlich nicht entgangen und sie meinte, daß es nun doch die Zeit gekommen sei, unbedingt an eine Heirat zu denken.

Und so kam es wie es kommen mußte: Angelika fragte in einer lauen Sommernacht, ob es sich K. auch vorstellen könnte eine richtige Ehe mit ihr zu führen. Und wie sich das K. vorstellen konnte.

Die Hochzeit war ein großes Ereignis - K. hatte nie gedacht, daß dieses Ereignis die große, stolze Kirche vom Mühlenschüttelfeld füllen könnte. Aber alle waren gekommen und die Kirche war bis auf den letzten Platz voll: die Verwandten, die ehemaligen Sportkollegen, viele Bekannte und sogar Professor Holinka.

Ja, sogar Holinka war auch gekommen - das hätte sich K. nie erwartet und das war für ihn eine besondere Ehre. Als Holinka dann in der Kirche Ministerialrat Hausmann, den Schwager von Angelikas Mutter, sah, überschlug er sich fast vor Begeisterung: *"Ja, K. warum haben sie das denn nicht früher gesagt"* und plötzlich spürte K., daß ihn Holinka nicht mehr so von oben herab betrachtete: Ministerialrat Hausmann in der Familie, das war schon was.

Die Hochzeitstafel im benachbarten Gasthof war üppig und ausreichend für die zahlreich erschienenen Gäste und viele Verwandte schwärmten noch Jahre später von dem ausgezeichneten Lungenbraten und Lammfilet aber auch von der wunderschönen Braut.

K. hatte nun alles erreicht. K. hatte das Studium erfolgreich absolviert, K. hatte eine Anstellung gefunden und K. war nun sogar verheiratet.

8.

Ins kalte Wasser gestoßen

Nachdem K. nun seine Schuldigkeit im Büro Holinka getan hatte, besucht er einige Tage vor seinem offiziellen Dienstantritt die Universität, um die Stätte seines künftigen Wirkens etwas genauer zu erforschen.

K. war noch nie zuvor in dieser noblen Gegend gewesen und war sehr angetan von den gepflegten Universitätsgebäuden mit den schönen Marmorstiegen und den vielen Säulengängen. Verglichen mit der Universität an der er studierte, war diese hier viel kleiner und in letzter Zeit - das hatte er von Holinka erfahren - dem großen Studentenandrang eigentlich gar nicht mehr gewachsen.

Das Studium der Kulturtechnik, der Forstwirtschaft, der Landschaftsökologie war durch das gestiegene Umweltbewußtsein in den letzten Jahren sehr in Mode gekommen. Die vielen Studenten die hier ein- und ausgingen ließen in K. innerlich eine leichte unbestimmbare Angst aufkommen, eine Angst die gepaart war mit der Neugier auf die kommende Aufgabe hier an dieser schönen Universität.

Er spazierte durch den nahegelegenen Park und bewunderte das satte Grün der Parkanlagen, die leuchtenden Blumenbeete und erstmals nach langem hörte er sogar wieder unzählige Vögel zwitschern. Das alles hatte es in der grauen Innenstadt nicht gegeben.

K. hätte noch viele Stunden in diesem wunderschönen Park verbringen können aber er hatte noch vor seine neuen Kollegen kurz zu besuchen und das Notwendigste zu besprechen.

Die Institutsgebäude waren etwas abgelegen vom Hauptgebäude der Universität aber von außen auch sehr eindrucksvoll.

Auch hier herrschte ein regelrechtes Gedränge vor dem Eingangstor und viele Studenten grüßten K. freundlich. Er war etwas verwundert, denn er kannte ja alle diese jungen Menschen nicht. Manche musterten ihn genau, andere lachten verstohlen, wieder andere drehten sich nach ihm um und erst jetzt dämmerte es K., daß das wahrscheinlich sogar einige "seiner" Studenten waren, die er in den nächsten Wochen in die hohe Kunst der Landvermesserei einzuführen hatte.

K. grüßte nun natürlich sofort heftig zurück, versuchte sein freundlichstes Gesicht zu machen und schwebte schon beinahe stolz die letzten Stufen bis in den 3. Stock hinauf.

Er klopfte an der Tür von Professor Holinka zuerst zaghaft und dann immer lauter und fordernder bis ihn dann nach geraumer Zeit die Sekretärin aus dem Nebenzimmer erlöste: *"Der Herr Professor ist heute nicht da, kommen sie in seiner Sprechstunde am Mittwoch zwischen 10 und 12"* erklärte sie, bevor sie die Tür wieder zuschlagen wollte. K. mußte aber ziemlich dumm geschaut haben, denn nur Sekunden später fragte sie nach *"Sind sie der neue Kollege?"*. Nachdem K. diese bejahte, zerrte sie ihn sofort ins Zimmer, denn sie hatte noch einige wichtige administrative Dinge mit ihm zu besprechen.

"Der Herr Professor wird übrigens die beiden nächsten Wochen nicht hier sein, besprechen sie alles weitere mit Kollegen Günther", rief sie K. nach, als er das Sekretariat verließ.

Zum Glück traf er *Günther* noch an und dieser stellte ihn gleich den anderen Kollegen *Werner*, *Hubert* und *Manfred* vor. Man plauderte über den Studienbetrieb, man erzählte sich Anekdoten über die Studenten und man redete natürlich auch über *Holinka* und stellte gemeinsam fest, daß er eigentlich weder im Büro noch an der Uni häufig anzutreffen war. Aber *Holinka* war auch irgendwie ein großer Manager der überall und nirgends anzutreffen war und immer mit zwei großen schwarzen Koffern vollgestopft mit wichtigen Unterlagen unterwegs war.

Plötzlich mußten alle Kollegen wieder weg in ihre Vorlesungen und K. blieb allein im Besprechungszimmer zurück und ärgerte sich, daß er vergessen hatte zu fragen, was eigentlich die nächste Woche zu tun war.

Mit der Gewißheit, daß es in der nächsten Woche schon nicht so heiß hergehen würde, verbrachte K. ein äußerst geruhsames Wochenende und nutzte die schönen Herbsttage noch für einen Ausflug mit Freunden und *Angelika* ins Grüne. Die alten vergilbten Skripten aus seiner Studienzeit in denen K. noch etwas nachlesen wollte blieben allerdings unangetastet.

K. hatte schlecht geschlafen am Tag vor seinem Dienstantritt und war daher schon zeitig auf und eigentlich schon viel früher als geplant an der Uni. Dort empfing ihn sofort *Günther* mit seltsamer Freundlichkeit. *"Gut daß du schon da bist; ich muß jetzt für zwei Stunden weg, vielleicht kannst du gleich deine Übungsstunde selbst abhalten - ich stelle dich kurz vor"*, sagte er.

K. glaubte in den Erdboden versinken zu müssen und er bekam es plötzlich mit der Angst zu tun. Es war wieder diese unerklärbare, undefinierbare Angst, die er früher bei den Redeübungen an der Schule verspürte oder bei Anlässen bei denen er vor mehreren Leuten etwas sagen mußte. Er versuchte *Günther* noch umzustimmen und bat ihn förmlich doch diese eine einzige Stunde noch abzuhalten, er würde ihn auch gerne in seinen Übungsstunden unterstützen, er hätte ihm wahrscheinlich alle Vorlesungen des Semesters abgenommen wenn er nur diese eine Stunde noch für ihn gehalten hätte.

Günther antwortete aber freundlich und bestimmt *"Irgendwann mußt du ohnehin ins kalte Wasser springen und am besten ist es wenn du es gleich tust - zieh dir vielleicht noch einen Arbeitsmantel über"*.

K. fand im Kasten noch einen viel zu engen weißen Arbeitsmantel seines Vorgängers und mit seiner weißen Hose erinnerte er eher an einen Arzt als an einen Universitätsassistenten - und einen Arzt hätte er jetzt gut brauchen können, er war fast am Rande eines Nervenzusammenbruchs.

Mit seinen neuen Holzpantoffeln stolperte er fast die Stufen zum 2. Stock hinunter und es war ihm irrsinnig peinlich, daß diese blödsinnigen Pantoffeln gerade jetzt so einen Höllenlärm machten wo er sich am liebsten weggeschlichen hätte.

Als sie sich langsam dem Hörsaal E näherten, hörten sie schon von Weitem das dumpfe Gemurmel der offensichtlich zahlreich erschienenen Studenten. K. suchte noch eine letzte

Möglichkeit irgendwie ohne Gesichtsverlust aus der Sache herauszukommen aber es war zu spät: Günther hatte die Tür bereits geschlossen. Der Hörsaal war gefüllt bis auf den letzten Platz und augenblicklich trat Ruhe ein als Günther und der "Neue" den Raum betraten. Günther begrüßte die Anwesenden zur mittlerweile schon dritten Übungsstunde und stellte K., der gerade unterwegs war in die etwas im Dunklen liegende Ecke des Hörsaals. K. zitterte, hatte Angst, hatte Schweißausbrüche und starrte verständnislos auf die fast 100 Studenten.

Er klammerte sich noch an den letzten Strohhalm, daß Günther vielleicht doch diese eine Stunde abhalten würde und er in der Ecke des Saales zusammengekauert am kleinen Schreibtisch das Ganze aus der Distanz verfolgen könne, vielleicht noch etwas lernen können von Günther. Doch Günther war auch jetzt wieder freundlich aber unerbittlich und er übergab K. das alte Skriptum mit dem Hinweis wie weit er das letzte Mal gekommen war und auch noch einige Folien bevor er den Saal verließ und K. damit seinem Schicksal.

K. der es während seiner Studienzeit als Landvermesser meist mit 10-20 Studenten zu tun hatte, blickte nun in die Augen von fast 100 stämmigen Forstwirten. Sie trugen teilweise Bärte, waren teilweise gekleidet in grüne Hemden, Pullover und Hosen und bei manchen vermutete K. sogar einen leicht aristokratischen Einschlag.

Auf die Mädchen die K. sonst immer so interessierten traute er sich gar nicht hinzuschauen aber er vermutete ungefähr 5 und manche hätte er unter anderen Umständen wahrscheinlich als hübsch bezeichnet. Alle blickten entschlossen nach vorne und wollten, daß es nun endlich weitergehe: man liebte zwar das Fach "Vermessungswesen" nicht besonders aber wenn man schon so zeitig aufgestanden war, dann sollte es auch zügig weitergehen und auch bald wieder vorbeisein.

K. versuchte umständlich den Overheadprojektor in Betrieb zu nehmen, erinnerte sich aber noch rechtzeitig an die immer bei diversen Vorträgen gesehenen ähnlichen gescheiterten Versuche von Vortragenden, die meist allgemeines Gelächter hervorriefen. Er entschloß sich daher für einen Vortrag an der Tafel, denn Kreide war offensichtlich genug vorhanden - bei den ersten Sätzen an der Tafel bereute er seinen Entschluß schon wieder, denn es gelang ihm tatsächlich dieser Tafel Laute zu entlocken, die er selbst zuvor noch nie gehört hatte und die die Studenten in große Unruhe versetzten.

Nach mehreren Versuchen gelang es ihm doch einige Formeln für die Polygonzugsberechnung an die Tafel zu schreiben und er erkundigte sich in regelmäßigen Intervallen ob es noch offenen Fragen gäbe.

Als er sah, daß alles ganz gut lief, versuchte er sogar ganz vorsichtig kleine Scherze in seinen Vortrag einzubauen; die freundlichen Lacher einiger weniger Studenten ermutigten ihn und nahmen ihm die anfängliche Angst und Scheu. Langsam merkte er, daß ein leichter Funke übersprang auf die Studenten: manche stellten sogar Zwischenfragen und gaben K. damit die Chance die Beziehung zu den Hörern zu vertiefen. Die Studenten hatten offensichtlich Verständnis für den Neuen und seine Hilflosigkeit: sie stellten einfache, leicht beantwortbare Fragen und wollten K. in keiner Weise bloßstellen.

K. kam jetzt sogar richtig in Fahrt, wechselte von der Tafel zum Tisch und umgekehrt und ging sogar durch die Bankreihen, schaute in die Arbeitsblätter, stellte Fragen und bekam die Situation zusehends in den Griff. Er hätte sogar fast vergessen, daß die 2 Stunden schon vorbei waren, wenn die Studenten nicht pünktlich nach 2 Stunden (eigentlich nur 1 1/2) alles hätten fallen lassen und den Saal wahrscheinlich auch verlassen hätten wenn K. nicht offiziell die Übung beendet hätte.

Nur 2 Minuten nach dem Ende war der gesamte Hörsaal auch schon leer und die ganze Studentenmasse schon zur nächsten Vorlesung geströmt. Vor der Tür warteten schon die nächsten hundert Studenten aber nicht mehr auf K., der seine Unterlagen zusammenraffte und ebenfalls fluchtartig durch das Spalier der Neuankommenden den Hörsaal verließ, sich ein Stockwerk höher in sein Zimmer schleppte und dort erschöpft in den Sessel sank.

K. die Arbeit immer leichter von der Hand und die Arbeit mit diesen Studenten, mit seinen Forstwirten oder - wie er manchmal vor Kollegen sagte - mit seinen Buben (und dazu gehörten auch die 5 Mädchen) gefiel ihm immer besser. Er sah, daß sie viele Dinge der Landvermesserei wirklich bereits verstanden hatten und er freute sich über das große Interesse in den Übungsstunden und darüber, daß auch die schriftlichen Arbeiten immer besser wurden.

K. versuchte alle gerecht zu beurteilen und war froh, daß er am Ende nur 3 Kollegen negativ beurteilen mußte.

Auch die 3 Adeligen aus dem Geschlecht der Wichtenstein, Tappany und Melan auf die man - wie Holinka meinte - ganz besonders aufpassen müsse hatten es ohne Schwierigkeiten geschafft und K. war auch darüber ganz froh, denn er hätte keine Interventionen von irgendeiner Seite geduldet weder von Holinka noch von jemanden anderen - ihm waren alle gleich lieb und wert.

K. freute sich nun auch schon ganz besonders auf die Feldarbeiten im Sommer, die nun schon zum 22. Mal im Schloß *Niederlehen* abgehalten wurden, und wo er dann die Gelegenheit haben würde seinen Studenten die Landvermesserei nicht nur in der trockenen Theorie sondern auch in der Praxis näherzubringen.

9.

Matthias

Doch nicht nur beruflich gab es für K nun viel Erfreuliches, auch privat waren Dinge passiert, die sich K. noch vor wenigen Monaten nicht hätte vorstellen können.

Nachdem Angelika auf Grund der immer wieder auftretenden Übelkeit ihre Ärztin aufgesucht hatte, stellte sich bald heraus, daß der Grund dafür ein durchaus erfreulicher war. Obwohl man nichts bewußt geplant hatte war es trotzdem irgendwie passiert und Nachwuchs im Hause K. war unterwegs.

Man wollte gar nicht wissen ob Mädchen oder Bub, man freute sich einfach nur und hoffte, daß ein gesundes Kind zur Welt kommen würde. Alle Bücher über Vornamen wurden sicher bis zu tausendmal durchgeblättert und nach sehr eingehender Beratung und sehr emotionell geführten Diskussionen legte man sich auf die Vornamen *Matthias* und *Romana* in Abhängigkeit vom Geschlecht des Neugeborenen fest. K. hatte den Kampf um seinen Lieblingsvornamen fast schon verloren aber er holte immer wieder die scheinheiligsten Argumente hervor um dem Namen Matthias zu seinem Recht zu verhelfen - nachdem er Angelika offensichtlich genug genervt hatte stimmte auch diese schweren Herzens zu.

Der Winter kam und Angelika wurde immer rundlicher und selbst K. der in der Regel die Schwangerschaft von Frauen erst ab dem 8. Monat bemerkte hätte wahrscheinlich nun gemerkt, daß ein neuer Erdenbürger unterwegs war.

Weihnachten war dieses Jahr etwas anders als sonst und alle Gespräche drehten sich diesmal weniger um das Jesuskind sondern um das Kind in Angelikas Bauch, das sich immer deutlicher bemerkbar machte und manchmal wie wild strampelte oder auch nur leicht gegen die Bauchdecke klopfte.

Die ganze Familie nahm Anteil an dem bevorstehenden Ereignis: für K.'s Eltern war es bereits das 3. Enkelkind, für Angelikas Eltern allerdings erst das erste und dementsprechend nervös waren sie auch. Selbst Angelikas Vater der Ministerialrat im Wirtschaftsministerium der immer sehr beschäftigt war mit Zeitungsstudien, den "Zeit im Bild"-Berichten und seinen nach Hause mitgebrachten wichtigen Unterlagen, zeigte ein ungeheures Interesse an seinem künftigen Enkelkind und bot Angelika jegliche Unterstützung an. Auch die alte Großtante die nie eigene Kinder hatte nahm großen Anteil und versorgte Angelika mit vielen Tips und wußte natürlich genau was unbedingt zu tun und nicht zu tun war um die Schwangerschaft des Urgroßenkelkindes zu einem guten Ende zu führen.

Die Schwangerschaft verlief auch weiterhin ohne Komplikationen und über Ultraschall konnte man sich auch laufend überzeugen, daß alles in Ordnung war - ja und man konnte sogar Bilder davon ausdrucken.

Nachdem der Geburtstermin schon mehrmals korrigiert worden war, mußte man nun täglich mit der Geburt rechnen. Aber Matthias oder Romana hatte es nicht so eilig und ließ die künftigen Eltern warten.

In der Nacht vom 3. auf 4. März wurde K. mitten in der Nacht immer wieder von Angelika geweckt: sie war schon ganz aufgeregt und meinte, daß es nun endlich so weit sei. Exakt wurden die Abstände zwischen den Wehen gestoppt und nachdem diese noch 30 Minuten betrogen schlief K. wieder friedlich ein: er konnte es offensichtlich immer noch nicht glauben, daß er nun Vater werden sollte.

Frühmorgens sah er aber gleich, daß sich die Situation verschärft hatte und die Abstände schon 10 Minuten betrogen. K. beruhigte Angelika, bestellte dann aber doch ein Taxi um mit ihr ins Spital zu fahren. Da er um 8 Uhr noch eine Übungsstunde abzuhalten hatte fuhr er pflichtbewußt weiter zur Universität und versicherte Angelika, daß er nach 2 Stunden wieder zurück sein werde und sich ohnehin noch alles ausgehe. K. war als Landvermesser ja gewohnt alles abschätzen zu können und auch in diesem Fall war er sich seiner Sache ziemlich sicher.

Trotzdem hatte er ein mehr als flaes Gefühl im Magen als er seinen Studenten über die Bussolenmessung und trigonometrische Höhenbestimmung erzählte. Irgendwie war er nicht so konzentriert wie sonst und schmierte die Formeln nur halbherzig auf die Tafel und die Kreise erinnerten eher an einen Babypopo und die Pfeile an kleine Schnuller. Er überhörte auch die Fragen der Studenten und verließ nach Ende erstmals noch vor den Studenten den Hörsaal, stieg in ein Taxi und fuhr unverzüglich zurück zum Krankenhaus.

Dort angekommen sah er schon Angelikas Mutter aufgeregt hin- und herlaufen und etwas vorwurfsvoll teilte sie ihm mit, daß Angelika bereits im Kreissaal und mit einem Kaiserschnitt zu rechnen war. Gemeinsam hoffte und bangte man, daß alles gut gehe mit Mutter und Kind und K. schämte sich zusätzlich noch, denn er war zu spät gekommen - einfach wieder einmal zu spät gewesen.

Wenige Minuten später wurde ein kleines schreiendes Etwas von einer freundlichen Krankenschwester vorbeigetragen und K. spürte förmlich, daß das sein Kind, sein Baby, sein Matthias oder seine Romana war.

Wieder eine Viertelstunde später wurde K. von einer anderen Krankenschwester aufgerufen, die ihm zu dem gesunden Jungen gratulierte und ihm ein kleines Bündel in die Hand drückte.

Ein unbeschreiblich noch nie vorher dagewesenes Glücksgefühl, ein Gefühl das selbst die intensiven Gefühle nach einem erzielten Tor beim Fußballspiel und sonstige Gefühle weit übertraf, ergriff K. und ließ ihn auf einer Wolke schweben und nur ganz langsam begreifen, daß dieser kleine Schreihals sein Sohn war: der Matthias.

Der für Angelika sicher nicht sehr angenehme Umstand, daß es sich um keine normale Geburt sondern um einen Kaiserschnitt handelte, hatte für das Baby den Vorteil, daß es fast ohne die üblichen Deformationen zur Welt kam und ein völlig unzerknittertes eigentlich sehr schönes

Baby war. K. hätte es gerne noch länger in seinen Armen gehalten, doch nun mußte es wieder zurück zu seiner Mutter.

Als K. zurückkam teilte er die freudige Nachricht sofort seiner Schwiegermutter mit und tat was er bis jetzt noch nie getan hatte: er umarmte sie herzlich und freute sich mit ihr gemeinsam. Dann rief er noch seine Eltern an, ein paar Verwandte und Freunde und nach 2 Stunden konnte er sich dann auch gemeinsam mit seiner Angelika freuen.

Es wurden sofort die wichtigsten Sachen die in den nächsten Tagen zu erledigen waren besprochen und K. erhielt eine lange Einkaufsliste mit alle wichtigen Utensilien die man unbedingt brauchte, um einen neuen Erdenbürger einen möglichst netten Empfang zu bereiten. Ja und auch viele Behördenwege waren zu erledigen, schließlich mußte er auch gemeldet werden. Angelika gab K. noch ein letztes Mal zu bedenken, ob der Name Alexander doch nicht besser wäre als Matthias und vielleicht hätte sie es auch geschafft wäre sie nicht so geschwächt von der Geburt gewesen. Doch diesen Vorteil nutzte K. und schon am nächsten Tag war alle Behördenwege erledigt und Matthias war nun auch amtlich.

Nicht nur K. war sehr beschäftigt, auch Matthias hatte schon viel zu tun. Immer wenn Verwandte, Freunde oder Bekannte kamen und die Nummer 2 anforderten, wurde Matthias aus seinem Bettchen geholt und den Wartenden durch die Glasscheibe gezeigt. Mit den unmöglichsten Verrenkungen versuchte man Matthias ein Lächeln zu entlocken, doch dieser schlief meist, war erschöpft von den ersten Mahlzeiten und wenn er lächelte dann sicher nicht absichtlich.

Matthias hatte ein besonderes Merkmal: in Abhängigkeit von den Personen die gerade vor ihm standen schaute er dem Großvater väterlicherseits, der Großmutter mütterlicherseits der Großtante väterlicherseits oder dem Urgroßvater mütterlicherseits ähnlich - und am nächsten Tag schaute er wieder anderen Personen ähnlich und natürlich war er auch ganz der Papa und ganz die Mama.

Nach einer Woche wurde Angelika mit Matthias aus dem Spital entlassen und ab jetzt war Leben in der Wohnung und vor allem in der Nacht zeigte Matthias was er schon alles konnte. Die vielen schlaflosen Nächte konnten aber die große Liebe und Zuneigung nicht trüben, die K. für seinen Sohn empfand.

10.

Das Schloß

K. hatte soviel Freude mit seinem Sohn, daß es ihm eigentlich sehr leid tat ihn für mehrere Wochen verlassen zu müssen. Wie jedes Jahr standen aber die Feldarbeiten auf *Schloß Niederlehen* am Programm und das bedeutete, daß K. fünf Wochen von seiner Familie getrennt war.

Nach einer Vorbereitungswoche waren 2 Wochen lang die Forstwirte und 2 Wochen die Kulturtechniker zu betreuen. Schloß Niederlehen war mit seiner Kursstätte und dem Internat eigentlich eine landwirtschaftliche Fachschule und wurde nur im Sommer für die Vermessungsübungen der Universität überlassen.

K. ließ es sich auch diesmal nicht nehmen mit der Bahn anzureisen. Er brauchte zwar fast doppelt solange aber er genoß die Idylle, die Fahrt durch das romantische *Ybbstal*, die kleinen engen Waggons der Schmalspurbahn und er hatte manchmal das Gefühl die Zeit wäre stehengeblieben auf dieser Bahnstrecke, die sicher schon viel bessere Zeiten erlebt hatte.

Es hatte sich auch diesmal nichts verändert. Wie jedes Jahr trat im einzigen größeren Bahnhof die wahrscheinlich einzige Fahrdienstleiterin im Land auf den Bahnsteig um den Zug abzufertigen und wie jedes Jahr war K. froh, daß der anschließende Tunnel sicher zu den kürzesten zählte und bereits nach wenigen Sekunden der Finsternis wieder die helle freundlichen Landschaft zum Vorschein kam.

K. mochte keine Tunnels, er fühlte sich nie wohl in ihnen und war immer froh wenn er am anderen Ende angekommen war. K. wußte nicht genau was es war: war es die Enge, war es die Schwärze, war es die Ungewißheit am anderen Ende anzukommen?

Ab dem Tunnel stellte sich für K. wieder die bange Frage, ob der Zug auch wirklich in der Haltestelle Niederlehen halten würde oder ob er - wie bereits einmal - wieder einige Kilometer von der nächsten Station zurückgehen müsse. Der Zug hielt mit quietschenden Rädern sogar einige Meter früher als sonst: man hatte doch tatsächlich den alten Forstmeister überzeugen können, daß die Verlegung der Haltestelle ein großer Vorteil für die Fachschule und für ihn die Belastung nicht zu groß wäre. Der Zug hielt nun tatsächlich unmittelbar vor dem Forsthaus und der Zufahrt zum Schloß.

K. atmete lang und tief durch: er genoß diese ländliche Idylle und die gute saubere Luft von der ersten Sekunde an. Vor der Kursstätte empfingen ihn schon seine Kollegen und man besprach das Programm der diesjährigen Feldarbeiten.

Es wurde genau festgelegt was zu vermessen war, die alten Punkte, die meist durch verrostete Eisenrohre oder Nägel gekennzeichnet waren, wurden aufgesucht und die Fernziele wurden freigelegt, um den Studenten jederzeit optimale Sicht darauf zu garantieren und sie bei den Messungen nicht zu lange aufzuhalten. K. kannte diese Tafeln alle mit Namen: den Leckstein - LS, die Garnbergtafel - GT, die Föhre Signal - FS und das Schloß - S.

Diese erste Woche fand K. nie sehr spannend, denn ohne Studenten war alles einsam und verlassen, öde und leer. Doch nach einer Woche rückten die 70 Forstwirte endlich an, bezogen Unterkunft im Internatsgebäude und waren Montag früh pünktlich am Platz vor der Kursstätte entsprechend der Gruppeneinteilung streng in Reih und Glied angetreten. Irgendwie erinnerte K. die ganze Zeremonie an seine Zeit beim Militär.

Die Studenten trugen in der Regel grüne Gummistiefel, grüne Mäntel und einige auch einen grünen Hut. Die wenigen Mädchen waren vor allem bei Schlechtwetter von den männlichen Kollegen kaum zu unterscheiden. Nach einer kurzen Begrüßung durch den Internatsleiter und Holinka stürzten sich alle förmlich auf die Geräte, holten sich einige Anweisungen und begannen die Gegend um Niederlehen wieder hemmungslos zu vermessen. Diese Gegend ist daher mit Sicherheit die bestvermessene des ganzen Landes.

K. verglich die Ergebnisse mit denen des Vorjahres und konnte wieder eine ausgezeichnete Übereinstimmung feststellen. Manchmal wurde er allerdings den Verdacht nicht los, daß die Ergebnisse jedes Jahr vom Vorjahr abgeschrieben und nur geringfügig geändert wurden - beweisen konnte er es allerdings nie.

Die Mahlzeiten wurden direkt im Schloß eingenommen und K. hätte viel darum gegeben in diesem Schloß auch nächtigen zu dürfen. Doch es war nur ein einziges Zimmer verfügbar und das nahm natürlich Professor Holinka in Beschlag, wenn er sich - hauptsächlich nur am ersten Tag - in Niederlehen zeigte.

An einem solchen Tag konnte es leicht passieren, daß Holinka fragte: "*Herr Kollege hätten sie einmal kurz Zeit?*" und dann begannen die gefürchteten Niederlehen-Runden, bei denen man versuchen mußte mit Holinka Gleichschritt zu halten und wo man über Gott und die Welt, über neue Technologien und über Holinkas Visionen diskutierte.

Früher hatte Holinka noch fallweise Studentengruppen besucht, doch nachdem er enttäuscht feststellen mußte, daß ihn manche Studenten gar nicht kannten und sich schon gar nicht durch ihn belehren lassen wollten und entrüstet waren über die gutmeinten Vorschläge das Instrument doch mit dem Senkel und nicht - wie eigentlich seit Jahrzehnten üblich - dem optischen Lot aufzustellen, unterließ er auch sehr zur Freude von K. derartige Versuche gänzlich.

Die Niederlehen-Runden waren daher nun umsomehr Pflicht und nach erfolgter Absolvierung kam sofort der nächste Kollege dran.

Die Zeit in Niederlehen verging schnell. Zu einer guten Studentenbetreuung gehörte auch das abendliche Fußballspiel am Internatsplatz und wenn es sehr heiß war das Baden in der meist eiskalten Ybbs. K. war nicht immer zufrieden mit den Übungsleistungen aber er staunte über die Geschicklichkeit und den Einfallsreichtum der Studenten beim waghalsigen Klippensprung. Sie wurden nicht müde die steilen Felsen hinaufzuklettern, um anschließend unter dem Gejohle der

anderen Studenten die tollkühnsten Sprünge bei besten Haltungsnoten hinzulegen. Zusätzlich ließ das in diesem schluchtähnlichen Gebiet nie enden wollende Echo das Ganze zu einem unvergeßlichen Erlebnis für Studenten und Lehrkörper werden.

Die Mädchen die meist in der prallen Mittagssonne lagen unterschieden sich nun doch etwas deutlicher von den Burschen als es K. noch am ersten Tag aufgefallen war.

Besonders romantisch fand K. die abendlichen Lagerfeuer an der Ybbs, wo man sich nun auch persönlich etwas näherkommen konnte. K. spürte instinktiv, daß seine Studenten das brauchten und sie konnten sich hier endlich aussprechen und das sagen was sie schon das ganze Jahr bedrückte. Auch K. konnte sehen ob er gut oder schlecht angekommen war in diesem Jahr und das war auch wichtig für ihn.

In der zweiten Woche standen die Prüfungen am Programm und K. konnte die Nervosität seiner Studenten förmlich spüren: niemand hatte besondere Lust diese beiden Wochen in Niederlehen nächstes Jahr zu wiederholen und die Unbekümmertheit der ersten Tage wich dem Ernst und der Konzentriertheit. K. hatte beschlossen niemanden fallenzulassen wenn er sich auch nur halbwegs bemühen würde, aber er wußte natürlich nicht ob auch die anderen Kollegen so dachten.

Die große Hürde war offensichtlich die Aufstellung des Meßgerätes - des Theodoliten mit dem dazugehörigen Stativ. Manche Studenten vollführten die eigenartigsten Tänze mit dem Gerät und waren fast nie auch nur annähernd über der Bodenmarkierung bzw. Pflock aber sie waren umso erfinderischer in den Ausreden. K. half wo er konnte, bewahrte so auch manches Meßgerät vor dem unausweichlichen Sturz zu Boden, redete den Studenten gut zu, ließ sie den Angstschweiß auf der Stirn und die feuchten Hände -wenn es nötig war auch mehrmals - trocknen, verschob als letzten Ausweg die Bodenmarkierung und kam zur Erkenntnis, daß sich wirklich alle sehr bemüht hatten.

Nachdem die Forstwirte mit der weißen Fahne in der Hand die Heimreise angetreten hatten, trudelten gemächlich die Kulturtechniker an. Sie waren bei weitem nicht so gut ausgerüstet wie die Forstwirte und die Mädchen trugen fast durchwegs Stöckelschuhe. Die erste Verdacht auf Regentropfen ließ sie meist sofort umkehren und die Übung abbrechen. Auch bei Kälte fühlten sie sich nicht besonders wohl.

Auch wenn oder gerade weil sie vielleicht bei den gesamten Feldarbeiten nicht immer mit vollen Engagement zur Sache gingen und wahrscheinlich Reserven für das Rahmenprogramm zurückhielten, waren sie bei den Klippensprüngen in einer anderen Liga. K. hätte nie gedacht, daß die Sprünge der Forstwirte noch zu übertreffen waren, aber sie kletterten noch höher die Klippen hinauf und für die Sprünge waren fast nur die Höchstnoten zu vergeben - ja und die Mädchen unterschieden sich auch noch deutlicher von den Burschen wie K. erfreut feststellen konnte. Auch beim Fußballspiel waren sie um eine Klasse stärker.

K. sah wieder eine heikle Aufgabe auf sich zukommen, da Holinka bei seinen Runden mehrfach betont hatte, daß an diesen Übungen auch die Tochter der Frau Minister *Bubischek* teilnehmen

würde und man daher extrem vorsichtig sein müsse: fast mehr noch als beim Sohn des Grafen *Tappany* letztes Jahr oder des Grafen *Wichtenstein* vor 2 Jahren.

Günter der alle Studenten bereits von den Übungen in der Stadt kannte war allerdings wild entschlossen die gesamte Gruppe um die Bubischek genauer unter die Lupe zu nehmen und wenn sie nicht entsprachen geschlossen nach Hause zu schicken.

Auch K. war bereits mehrmals aufgefallen, daß diese Gruppe meist ratlos um die Geräte herumstand und mit ihnen nicht allzuviel anzufangen wußte; dafür plauderten und scherzten sie aber umso munterer.

Als der Tag der Prüfung nahte, beschloß K. selbst diese Gruppe zu prüfen bevor sie noch in die Hände des erzürnten Günter fiel. Er begab sich also unverzüglich zur Ministertochtergruppe und stellte sehr sehr menschliche Fragen und bekam sehr sehr menschliche Antworten. Auch der Umgang mit den Meßgeräten war weit besser als erwartet, sodaß K. die gesamte Gruppe als positiv beurteilen konnte. Als Günter wenige Minuten später ebenfalls bei der Gruppe eintraf war bereits alles erledigt und die Blicke die Günter K. zuwarf drückten fast neben Vorwurf auch Erleichterung aus.

Auch Lehrkanzelwart *Stumm* war froh, daß diese "wilde Truppe" die ständig nur die halbe Meßausrüstung zurückbrachte und ihn daher oft um die wohlverdiente Mittagspause bzw. Pflege seines neuen Sportwagens brachte, Niederlehen nächstes Jahr nicht wieder heimsuchte.

Wieder waren die 5 Wochen zu Ende gegangen, das Lachen der Studenten im großen Speisesaal verschwand, unten an der Ybbs kehrte wieder Ruhe ein und das Schloß Niederlehen verfiel wieder in seinen sommerlichen Dornröschenschlaf. Die Angestellten des Schlosses konnten wieder ungehindert ihrer Arbeit nachgehen und die kleine Schmalspurbahn nahm ihren wahrscheinlich für längere Zeit einzigen Passagier auf, um ihn ein Stück näher zur großen Stadt und seiner Familie zu bringen.

11.

Der Jobwechsel

Es war wieder einer dieser Julitage, an denen es in den hohen engen Zimmern des Institutsgebäudes besonders unerträglich heiß war und K. gebeugt über Skripten und Literatur einzuschlafen drohte. Das Ticken der alten Pendeluhr war nicht gerade förderlich für das Ankämpfen gegen die Müdigkeit. Die Studenten genossen ihre wohlverdienten Ferien, die meisten Kollegen waren weg und Holinka ohnehin nie da.

Umso erstaunlicher war es für K. als plötzlich völlig unerwartet das Telefon läutete und Holinka ihn zu sich rief. Unmittelbar nachdem K. in ungewisser Erwartung der Dinge die da kommen könnten eingetreten war, begann Holinka mit den Worten: *"Herr Kollege: Sie sind nun 4 Jahre an der Universität, Sie können vielleicht noch weitere 4 Jahre bleiben aber ich hätte da ein interessantes Angebot der Stadtvermessungsabteilung für Sie. Senatsrat Mader - ein alter Bekannter von mir - geht in wenigen Wochen in Pension und da könnte man vielleicht noch was machen."*

Ja man konnte über Holinka sagen was man wollte aber man konnte ihm nicht vorwerfen, daß er sich nicht um seine Leute kümmerte. Schon oft hatte er Kollegen des Institutes oder aus seinem Büro an strategisch wichtigen Positionen bei Bund, Land oder Stadt plazierte, was natürlich auf lange Sicht für ihn nicht unbedingt von Nachteil war.

Der Gedanke Holinka für immer verpflichtet zu sein bereitete K. zwar Unbehagen, trotzdem versprach er zu einem unverbindlichen Gespräch bei der Stadtvermessung vorbeizuschauen.

Ein Termin war rasch vereinbart und K. traf auf viele freundliche Menschen, die ihm zahlreiche Ratschläge gaben, wie man sich am besten bei einem solchen Amt zu verhalten habe, um mit der strengen Hierarchie einigermaßen zurechtzukommen. Gerade als Mann mit EDV-Kenntnissen habe er mit erbitterten Gegnern aus dem Rechenzentrum zu rechnen. K. hätte sich trotzdem vorstellen können hier die nächsten Jahre zu verbringen, denn er kannte auch einige Vermesser hier noch aus seiner Studienzeit.

Da ohne Personalabteilung bei einem derart großem Amt natürlich gar nichts geht, wurde ein weiterer Termin in der Personaldirektion vereinbart. K. holte sein schönstes Gewand aus dem Kleiderschrank - an eine Krawatte hatte er allerdings nicht gedacht. Zwei Stunden lang saß er zwei Personen gegenüber die ihm die unangenehmsten Fragen stellten: *"Warum wollen Sie mit Ihrer Ausbildung eigentlich zur Stadtvermessung kommen?"* oder *"Was schreckt Sie eigentlich von der Privatwirtschaft ab - haben Sie nicht genug Mut?"*.

K. der eigentlich sonst selten verlegen war, war von diesen Fragen so überrascht, daß er oft einfach keine Antwort wußte. Beim Gehen rief man ihm noch in Anspielung auf die fehlende Krawatte noch nach *"Haben Sie eigentlich etwas gegen schöne Kleidung?"*.

Das war K. nun wirklich zuviel, das hätte man nicht sagen dürfen. Für K. war die Entscheidung bereits gefallen: egal ob dieses Amt ihn nun für würdig hielt bei ihm zu arbeiten, für K. war dieses Amt nicht würdig von seinem Engagement, Ehrgeiz und seiner Ausbildung zu profitieren. Wochen später erfuhr K. daß einer der beiden Gesprächspartner ein Psychologe war, der K. mit voller Absicht provoziert hatte.

Für K. war aber nun auch klar das Institut so rasch als möglich verlassen zu müssen, denn Holinka war etwas sauer über sein Verhalten war wo er sich doch so sehr für ihn eingesetzt hatte.

K. kam auf die Idee bei der Firma ÖVU nachzufragen: angeblich sollte es auch dort eine Vermessungsabteilung geben. Bei dieser Firma hatten auch bereits K.'s Vater, Großvater mütterlicherseits, Urgroßvater mütterlicherseits, 3 Onkel mütterlicherseits, ein Onkel väterlicherseits und 2 Cousins väterlicherseits in den verschiedensten Funktionen gearbeitet. K.'s Vater wollte ihn schon früher unbedingt bei dieser Firma unterbringen, doch er konnte sich dagegen immer erfolgreich wehren und erst jetzt ganz ohne Druck und ganz ohne die wohlgemeinten Ratschläge seines strengen Vaters konnte es sich K. erstmals vorstellen, bei der Firma ÖVU zu arbeiten bzw. zumindest um Arbeit anzufragen.

Holinka fand die Idee nicht besonders gut - ja er war geradezu bestürzt, denn bei der Firma ÖVU kannte er niemanden und konnte daher auch nicht helfen.

K. benötigte fast einen ganzen Tag um eine entsprechende Telefonnummer herauszufinden. Er wurde hin- und hervermittelt, die einen kannten gar keine derartige Abteilung, die anderen hatten davon zumindest schon davon gehört. Erst am späten Nachmittag konnte K. dann doch einen Mitarbeiter dieser Abteilung sprechen, der zumindest mit ziemlicher Sicherheit bestätigen konnte, daß es eine derartige Abteilung gibt: darüber hinaus konnte und durfte er aber keinerlei Auskunft geben.

Erst in den nächsten Tagen hatte er den Chef - einen gewissen Herrn *Herb* - persönlich in der Leitung und dieser teilte ihm fast freudig mit, daß in nächster Zeit ein Kollege in Pension gehen und er sich auch einsetzen würde, daß diese Stelle wieder mit einem Vermessungsingenieur nachbesetzt wird. Er sprach etwas von einem frischem Wind, den seine kleine Abteilung benötigen könne und gab K. den Hinweis sich unverzüglich an die Personalabteilung zu wenden. K. kaufte sich für das Vorstellungsgespräch diesmal eine funkelnagelneue Krawatte, zog wieder sein bestes Hemd und die beste Hose an und begab sich zum vereinbarten Ort.

Dort empfing ihn ein älterer, äußerst freundlicher Herr, der ihm ebenfalls viele Fragen stellte. K. empfand dieses Gespräch aber über die gesamte Dauer als sehr angenehm und als er dann noch erzählte wer von seinen Verwandten bereits bei der ÖVU gearbeitet hatte bzw. noch arbeitete begannen die Augen des Personalbeamten zu leuchten und er sah da keine weiteren Probleme mit der Anstellung mehr.

K. ging nach Hause und war erfreut über die Tatsache, daß dies vielleicht seine Firma werden könne und er war noch tagelang in Euphorie über das so gut verlaufene Vorstellungsgespräch mit dem netten freundlichen älteren Herrn (K. hatte diesen Herrn später nie wieder gesehen).

2 Wochen später erhielt K. dann einen Brief von der ÖVU mit der fixen Zusage ab 1. Oktober mit der Arbeit anfangen zu können. Fast zeitgleich erhielt er auch überraschend ein Schreiben vom Stadtvermessungsamt: es war für K. eine gewisse Genugtuung als er dem Amt mitteilen mußte, daß er leider nicht mehr verfügbar wäre.

Holinka war immer noch nicht sicher, ob K. die richtige Wahl getroffen hatte und er konnte es sich nicht vorstellen, daß er sich jemand auf eine unsichere Zukunft bei einer Firma einließ, wo er - der große Holinka - so gar niemanden kannte.

Er akzeptierte aber natürlich die Entscheidung und wünschte K. alles Gute für die weitere Zukunft. Selbstverständlich stellte er auch alle erforderlichen Bestätigungen aus, daß er sehr zufrieden war mit K. und lobte ihn als sehr engagierten Mitarbeiter. Irgendwie war man aber auf beiden Seiten froh, daß dieses Bündnis das nun bereits sieben Jahre bestand nun offensichtlich vor der Auflösung stand.

K. wußte zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht, daß er nicht nur Holinkas Wünsche sondern alle Glückwünsche dieser Welt benötigt hätte, um bei der neuen Firma zu Beginn auch nur einigermaßen über die Runden zu kommen.

12.

Außenstelle Nord

Frohgemut, gutgelaunt und voller Ambitionen begab sich K. am ersten Arbeitstag zu seiner neuen Arbeitsstätte, der Außenstelle Nord. Dort wurde er sofort auffallend freundlich von einem Personalbeamten empfangen und allen gerade Anwesenden vorgestellt. K. war zu Beginn doch etwas erstaunt, daß hier ein einigermaßen anderer Ton als an der altehrwürdigen Universität oder im Vermessungsbüro herrschte und an den Wänden hingen auch wieder diese Bilder mit den nackten Frauen, die K. zwar nur flüchtig wahrnahm, die ihn aber doch irgendwie irritierten.

Sein Sinn stand K. aber derzeit eher weniger nach nackten Mädchen als nach Vermessungsgeräten, nach Nivellieren und nach Computeranlagen, die er hier sehr zahlreich vorzufinden hoffte.

Er erkundigte sich sofort welche Arbeit er als erste übernehmen solle und wie diese Stelle hier ausgerüstet wäre – er erzählte etwas von neuen Technologien, der freundliche Personalbeamte sprach aber nur von Vorschriften. Zu vermessen gäbe es hier eigentlich nichts sagte der Personalbeamte aber man werde sich natürlich redlich bemühen eine Arbeit für K. aufzutreiben.

Jetzt zu Beginn müsse er sich natürlich mit den wichtigsten Vorschriften beschäftigen was in der kalten Jahreszeit ohnehin nicht das unangenehmste wäre. Behutsam legte er ihm dann eine grüne Mappe auf den Tisch und meinte daß er sich diese Vorschrift gründlich durchlesen solle, in 2-3 Wochen werde er ihn darüber dann kurz befragen.

Am ersten Tag waren natürlich sehr viele Formalitäten zu erledigen. K. war sehr erstaunt über den vielen Papierkram aber er hätte in den nächsten Tagen wahrscheinlich viel darum gegeben, hätte ihm jemand wenigstens ein Formular vorgelegt das auszufüllen war.

Gleichzeitig mit allen anderen Dokumenten wurde auch ein Zettel für den Gewerkschaftsbeitritt vorgelegt. Als K. kurz zögerte und vorher noch kurz und allgemein über die Tätigkeit der Gewerkschaft informiert werden wollte, war innerhalb von Sekunden ein Gewerkschaftsvertreter zur Stelle. Er erklärte Sinn und Zweck der Gewerkschaft und deren Bedeutung im Unternehmen und meinte, daß man natürlich nicht unbedingt dabei sein müsse aber mit einem Funkeln in den Augen fügte er den Nachsatz hinzu, daß nahezu 100% aller ÖVU-Bediensteten Mitglieder wären.

K. unterschrieb daher unverzüglich und war dann fast überrascht, daß man ihn nicht auch nach einem Parteibuch fragte.

K. wartete nun am dem 2. Tag auf irgendeine Arbeit aber es wurde ihm keine gegeben – auch am 3. und 4. Tag nicht und auch nicht an den darauffolgenden Tagen. Die Vitalität des ersten Tages und die Freude auf neue Aufgaben war rasch verflogen und K. begann erstmals in seinem

Leben die Minuten und Stunden zu zählen – nie hatte er sich früher vorstellen können wie unendlich lang 8 Stunden sein können.

Die Kollegen waren eigentlich alle sehr nett zu K. und zeigten ihm alles was man bei der Bewältigung des Alltags im Büro benötigte und manche versuchten ihm Trost zuzusprechen: *"Eigentlich schade, daß du nur ein Vermessungsingenieur bist und wir dich nicht als Bauaufsicht einsetzen können"* oder *"Bei uns kannst du Doktor sein aber es nützt dir gar nichts wenn du nicht die richtigen Leute kennst"* oder *"Du bist halt leider nur Überhang hier aber vielleicht kommst du in einigen Monaten ohnehin wieder weg"*.

K. der nie etwas anderes gelernt hatte als eine ihm gestellte Aufgabe in kürzester Zeit abzuwickeln konnte es einfach nicht glauben, daß es hier für ihn keine Arbeit geben sollte. Jeden Abend klagte er Angelika sein Leid, er begann sogar still zu weinen und meinte, daß nun alle seine beruflichen Bemühungen und sein Streben umsonst gewesen wäre und nun alles völlig verpfuscht wäre.

In höchster Not gab K. dann nach einer Woche eine Annonce in einer Tageszeitung auf unter *"Vermessungsingenieur mit EDV-Ausbildung sucht neues Betätigungsfeld"*. Die einlangenden Firmenangebote waren allerdings nicht gerade zahlreich und schon gar nicht verlockend und so beschloß K. sich weiter bei der ÖVU zu quälen.

Und es war eine irrsinnige Qual für K. die einzelnen Tage förmlich totzuschlagen, die vorbeifahrenden Züge zu betrachten, auf die grauen Mauern vor seinem Fenster zu starren und diese verdammte Vorschrift, die er nun schon fast auswendig konnte, immer wieder durchzublättern.

Nach 2 Wochen kam dann K. in ein anderes Zimmer wo ihm Kollege *Gerhard* etwas beibringen sollte – der erste Teil der Ausbildung war also offensichtlich abgeschlossen. Gerhard selbst war sehr beschäftigt und hatte daher auch wenig Zeit für K. aber er war zumindest der erste der das Problem des "Neuen" sah. Er versuchte ihm zu helfen wo er konnte, aber es war immer noch viel zuwenig um den unbändigen Tatendrang und ungeheuren Wissensdurst zu stillen.

Immer wieder riet er K. ja nur nichts persönlich zu nehmen: das sei halt so bei der ÖVU, Leistung zähle nicht wirklich und kaum jemand könne halt das machen wofür er befähigt sei und überhaupt sei vieles vom Zufall abhängig.

K. begann sich nun langsam, ganz langsam auf die neue Situation einzustellen und er begann Abstriche von seinen hochgesteckten Zielen zu machen. Er hatte einen exzellenten Schachspieler kennengelernt und nach den ersten spannenden Partien in der Mittagspause erkannte K., daß er hier nun etwas gefunden hatte wo er zumindest 2, 3 oder sogar 4 Stunden intensiv beschäftigt war und die restlichen Stunden waren bei einigem guten Willen und Einfallsreichtum auch noch zu schaffen.

K. hätte sich natürlich lieber mit EDV beschäftigt aber die EDV-Anlagen fehlten genauso wie die Vermessungsgeräte. Einen Chef hatte er natürlich auch, aber der war selber neu und hatte natürlich keine Zeit für K. Er war hauptsächlich damit beschäftigt die Angriffe seines Stellvertreters abzuwehren der immer der Meinung war, daß er neue Chef nicht geeignet wäre

für diese große Dienststelle, Intrigen schmiedete und daher verständlicherweise auch keine Zeit hatte.

Einmal gelang es K. seinen Chef auf den Umstand hinzuweisen, daß er eigentlich keine sinnvolle Beschäftigung hatte bzw. hier gerne etwas gelernt hätte. Der Chef antwortete aber nur mit *"K. was glauben Sie, wir sind ja keine Ausbildungsstätte"*.

Damit war das Thema wieder erledigt und weitere Tage des Müßiggangs folgten. K. hatte aber wieder zu seiner alten Kampfeslust gefunden: er wollte nicht aufgeben, sich geschlagen geben wie es vielleicht schon manche erwartet hätten – nein diese Freude wollte er niemanden machen und daher quälte er sich tapfer weiter.

Einmal gab es dann wie aus heiterem Himmel eine richtige Aufgabe: K. sollte eine Massenermittlung einer Baugrube vornehmen. Er hatte zwar sowas vorher noch nie gemacht aber er hätte alles getan um aus dem tristen Büro herauszukommen: er hätte wahrscheinlich die halbe Welt vermessen wenn man es verlangt hätte.

Nur mit einem Maßband, einem Nivelliergerät und einer Meßlatte ausgerüstet schickte man ihn raus: K. war dann doch einigermaßen verwirrt als er die riesige Baugrube sah und merkte, daß ihm nur gänzlich untaugliche Mittel zur Verfügung standen. Doch irgendwie hatte er es dann doch geschafft und kam nach mehrstündigen Berechnungen unter Entwicklung von teilweise neuen Algorithmen zu einem Ergebnis das im wesentlichen mit den von der Firma vorgelegten Unterlagen übereinstimmte.

K. wurde erstmals für eine Arbeit bei der ÖVU gelobt. Erst viel später stellte er dann fest, daß er sich bei der Berechnung um eine Zehnerpotenz geirrt hatte, doch die offensichtlich ebenfalls fehlerhafte Messung glich die falsche Berechnung wieder aus.

Als der Winter nahte gab es für K. eine weitere positive Meldung: für eine große Sanierungsarbeit wurde dringend eine Vermessung benötigt.

Alle stöhnten unter dieser überraschenden Aufgabe mit der sie so knapp vor Wintereinbruch nicht mehr gerechnet hatten, doch K. sah nun seine Stunde gekommen.

Er trommelte einige Leute zusammen, borgte sich Geräte aus und ließ sich auch von den schwersten Stürmen und stärksten Regengüssen nicht von seiner ersten wirklich großen Aufgabe aufhalten.

Diesmal überließ K. nichts dem Zufall, er bereitete alles sorgfältig vor, überprüfte alles genau und legte die Ergebnisse termingerecht vor. Gerne hätten zwar die Gehilfen die Arbeiten mehrmals abgebrochen doch K. schaffte es immer wieder durch gutes Zureden auch den ersten Schnee nicht unbedingt als Grund für Unterbrechungen gelten zu lassen. Kaum jemals zuvor hatte K. so gefroren wie in dieser einsamen flachen Gegend des Marchfeldes.

Da nun aber für die nächsten Monate wieder keine sinnvolle Tätigkeit zu erwarten war, sprach K. nun bei jener Vermessungsstelle vor, zu der er eigentlich ursprünglich hätte kommen sollen. Er sagte nun klipp und klar, daß er die ÖVU nun verlassen werde, wenn er noch länger bei der Außenstelle bleiben müsse. Nach einer Vorsprache des Vermessungsleiters Herb beim

vorgesetzten Baudirektor wurde K. unverzüglich in die Direktion gerufen. Der Baudirektor entschuldigte sich mehrmals, daß man offensichtlich auf K. in der Außenstelle vergessen hatte, versicherte ihm daß man auf einen derart engagierten Mitarbeiter natürlich nicht verzichten wolle und wenige Tage später wurde K. versetzt.

K. war froh als er die Außenstelle verlassen konnte und auch diese war umgekehrt froh, daß sie niemand mehr mit lästigen Fragen nach mehr bzw. überhaupt nach Arbeit quälte. K. arbeitete ab nun in der Vermessungsabteilung der altherwürdigen Direktion.

13.

Caroline

In dieser für K. sehr schweren Zeit bei der ÖVU litt auch das Familienleben sehr. K. hing meist nur in seinem Zimmer herum, hatte vieles von seiner sonstigen Fröhlichkeit verloren und ließ sich nur selten von seiner Angelika oder seinem Matthias, der immer prächtiger gedieh, aufheitern. Und er belastete mit seinen Sorgen zusätzlich Angelika, die ohnehin genug zu tun hatte, nachdem sie wieder ihre Lehrtätigkeit aufgenommen hatte. Als Sonderschullehrerin war sie ja Kummer gewohnt, aber K. war sicher in dieser Zeit ihr schwierigstes Kind.

Zusätzlich hatte Angelika kurz zuvor eine Fehlgeburt in dritten Monat erlitten, was auch nicht gerade das Stimmungsbarometer in der Familie hob. Zumindest erkannte K. nun für kurze Zeit, daß nicht nur beruflicher Erfolg das Wichtigste und Einzige im Leben war, sondern es offensichtlich doch noch andere Werte gab. Auch er wollte schon lange dem Matthias einen neuen Spielkameraden in Form eines Schwesterchens oder Brüderchens beschenken und verstärkte daher seine Aktivitäten im privaten Bereich und im Liebesleben.

Es mußte dann offensichtlich in einer dieser extrem kalten Dezemberrächte 1987 passiert sein bevor es wenige Wochen später zur Gewißheit wurde: ein Geschwisterchen war unterwegs. Die zahlreich durchgeführten Schwangerschaftstests waren immer positiv und auch die Ärztin konnte die Ergebnisse nur bestätigen. In den ersten drei Monaten war aufgrund der letzten Fehlgeburt natürlich eine große Nervosität bei den werdenden Eltern zu verspüren, doch nachdem diese kritische Phase überstanden war, begann man sich langsam auf die neue, erfreuliche Situation einzustellen.

Angelika war diesmal besonders vorsichtig und schonte sich wo es nur ging: diesmal dufte nichts mehr schiefgehen. Trotzdem war sie immer wieder verunsichert, wenn sie für längere Zeit plötzlich nichts mehr spürte oder das manchmal heftige Strampeln in ihrem Bauch nachließ. Doch diesmal verlief alles wieder nach Plan und die Ultraschallaufnahmen bestätigten dies auch.

Auch Matthias nahm Anteil an dem bevorstehenden Ereignis: irgendwie spürte er aber instinktiv, daß da nicht nur ein potentieller Spielkamerad unterwegs war sondern auch eine Konkurrenz mit der er in der nächsten Zeit die Aufmerksamkeit und Zuwendung seiner Eltern, Großeltern und der gesamten Verwandtschaft teilen mußte. Es war auch zu befürchten daß all sein liebgewonneses Spielzeug vielleicht nicht ungeschoren davonkam. Aber er freute sich trotzdem schon mächtig.

Der heiße Sommer machte es nicht gerade leichter für Angelika und an Gewicht hatte sie schon jetzt mehr zugelegt als bei Matthias: auch K. nahm offensichtlich so großen Anteil an der

Schwangerschaft, daß auch er kräftig zunahm und die gefürchtete dreistellige Horrorzahl auf der digitalen Badezimmerwaage immer näher rückte.

Die alte Weisheit, daß beim zweiten Kind schon alles viel leichter sei, bestätigte sich auch bei Angelika und K.: man hatte offensichtlich doch schon mehr Routine und die Namenswahl, der Kauf der notwendigsten Ausstattung für das Baby und alles andere war wesentlich leichter als beim ersten Mal. Als Namen wurden Alexander und Caroline ins Auge gefaßt.

K. hatte Angelika versprochen, diesmal unbedingt bei der Geburt dabeizusein unter der Voraussetzung, daß es sich um eine normale Geburt und nicht wieder um einen Kaiserschnitt handeln würde. Er hatte sich diesmal auch vorgenommen bei den ersten wehenähnlichen Schmerzen unverzüglich zu reagieren bzw. agieren und Angelika bis zum Schluß nicht mehr zu verlassen.

Die Wehen traten dann knapp vor Mitternacht ein, gerade noch rechtzeitig um den auch bereits leicht nervösen Schwiegervater für die Fahrt ins Spital zu mobilisieren. Dort angekommen verbrachte man noch einige Zeit auf dunklen Gängen und in dunklen Zimmern. Die manchmal gespenstische Ruhe wurde nur von den Wehen, die in immer kürzeren Abständen kamen, unterbrochen.

Erst am Morgen - es war der 16. September - war es dann soweit: Angelika wurde in die Entbindungsstation geführt und auch K., der jetzt noch gerne einen Rückzieher gemacht hätte, kam mit.

Er wurde vorher noch mit den wichtigsten Utensilien wie Arztkittel, Plastikschuhen etc. ausgestattet und bekam von den Schwestern noch einige Tips, wie er sich am besten anzustellen habe, um Angelika am sinnvollsten zu unterstützen bzw. den Geburtsvorgang möglichst wenig zu behindern.

Erst jetzt konnte er die Witze verstehen, die immer über die Männer gemacht wurden, die bei der Geburt mehr Hilfe benötigten als die Frauen selbst – auch K. fühlte sich ziemlich hilflos und er sah, daß ihm all seine großartige technische Wissen wohl hier nicht viel helfen würde. Er hatte ein sehr flaes Gefühl im Magen, das sich nur dann etwas besserte als er an das bevorstehende freudige Ereignis dachte.

Viel mehr als Angelikas Hand zu drücken konnte oder mußte K. nicht tun aber er war zumindest einmal da wenn Angelika ihn brauchte.

Wie ihn Trance erlebte er dann alles Weitere: Angelikas Stöhnen, das beruhigende Zureden der Schwester und dann das Baby, das es sehr eilig hatte das Tageslicht zu erblicken und die zufriedenen Bemerkungen des herbeigerufenen Arztes. Erst als alles vorbei war, konnte er wieder die heftigen Regentropfen, die auf die Fensterscheiben trommelten, wahrnehmen. Bis zum Schluß hatte K. eher wieder mit einem Buben gerechnet aber er freute sich fast dann noch mehr als er hörte, daß es ein Mädchen war (mitbekommen hatte dies K. in seiner Nervosität trotz ständiger Anwesenheit gar nicht).

Das Baby wurde fachmännisch abgenabelt, säuberlich gewaschen und dem noch von der Geburt sichtlich mitgenommenen stolzen Vater in die Arme gelegt. Er konnte nun seine stramme Tochter erstmals näher betrachten: das Ohr war noch etwas eingedrückt aber sonst war sie ein recht ansehnliches Baby und schreien konnte sie schon besonders gut. Diesmal hatte K. nur eine kurze Schonfrist: schon nach wenigen Tagen wurde das Schreien zu Hause fortgesetzt.

Wieder hatte Angelika noch kurz zu bedenken gegeben, ob der sicher nicht sehr gebräuchliche aber wohlklingende Name Alina nicht doch besser als Caroline wäre, aber in altbewährter Manier nützte K. auch diesmal die momentane Schwäche Angelikas und erledigte rasch alle Behördenwege.

Matthias betrachtete Caroline zu Beginn noch etwas skeptisch und er konnte sich natürlich überhaupt nicht vorstellen, daß auch er früher so laut hatte schreien können, war kurze Zeit darüber sogar sehr entsetzt und überlegte kurz sogar einen vorübergehenden Umzug zu seinen Großeltern: die Neugier wandelte sich in Eifersucht, Eifersucht wandelte sich wieder in Neugier und Erstaunen – irgendwie war es ihm aber sichtlich nicht unangenehm, daß nun zusätzlich Stimmung in die Bude kam und er half seinen Eltern wo er nur konnte.

Er konnte zu dieser Zeit sicher noch nicht ahnen, welche Probleme er mit Caroline noch bekommen würde aber auch nicht welche gute Spielkameradin sie zeitweise abgeben würde.

14.

Ausbildung in Hörth

Nachdem sich nun beruflich doch einiges zum Besseren gewendet hatte und K. auch gegen das lauteste nächtliche Schreien seiner kleinen Tochter immun geworden war, kam der längst erwartete und gleichzeitig fast gefürchtete Einberufungsbefehl ins Ausbildungslager Hörth. K. der sich bereits 12 Jahre durch Volksschule und Gymnasium gekämpft hatte und anschließend so nebenbei auch noch ein Studium abgelegt hatte, mußte es jetzt der ÖVU erst recht beweisen, daß er würdig war für diese alte, große, in der Zeit des Kaisers in Hochblüte befindliche Unternehmen zu arbeiten.

Akademiker konnte man ja leicht werden in Österreich, aber ein echter ÖVU-ler zu werden war etwas anderes. Mehreren Kursen in Wien folgte nun sozusagen als Höhepunkt der mehrwöchige Kurs in Hörth.

Gerade als K. erstmals einen Sinn in seiner Tätigkeit bei der ÖVU sah und ihm die Arbeit erstmals fast Spaß machte wurde er für 9 ½ Wochen nach Hörth abkommandiert.

"9 ½ Wochen", sagte ihm sein "Basic Instinct", sind ziemlich lange aber "Stalingrad" war sicher härter und "Auch wenn der Postmann 2x klingelt" wußte er, daß ihm Angelika in der Zwischenzeit treu bleiben würde. Manchmal war er verzweifelt und dachte "Nicht ohne meine Tochter" und manchmal wäre er lieber "Spurlos" verschwunden.

Aber er wußte auch: die Zeiten eines "Schüler Gerber" waren vorbei, seine "Akte" würden auch während dieser Zeit sauber bleiben, gegen die "Firma" konnte man ohnehin nichts ausrichten - auch wenn er manchmal mit "Enthüllung" drohte.

Man hatte K. schon viel über Hörth erzählt. Die Ausbildungsstätte liegt gänzlich abgeschieden in einer sehr trostlosen Gegend nicht unweit vom Ende der Welt, Hörth gleicht einer Kaserne, in Hörth herrscht Zucht und Ordnung und ganz wichtig: in Hörth herrscht um 10 Uhr Bettruhe. K. lächelte meist über diese Erzählungen und unterschätzte wie so oft die Situation, weil er sich einfach nicht vorstellen konnte, daß in der heutigen Zeit derartige Zustände möglich waren - aber es sollte wie so oft noch schlimmer kommen.

In Hörth angekommen erhielt er sofort ein Zimmer mit mehreren anderen Kollegen zugeteilt: K. hatte natürlich überhaupt nichts gegen diese Kollegen – oder besser gesagt Leidensgenossen – aber er betrachtete doch das alles als starken Eingriff in seine Intimsphäre. Für K. der bei seinen zugegeben wenigen Dienstreisen an der Uni immer relativ bequem in netten Hotels nächtigte war das alles doch eine große Umstellung.

Da er von der Fahrt und den ersten Eindrücken noch etwas müde war, war es ihm auch gar nicht abgefallen als er um 22 Uhr dezent darauf hingewiesen wurde, sich doch endlich zur wohlverdienten Ruhe zu begeben.

Am nächsten Tag wurden dann die wichtigsten Skripten ausgegeben – K. mußte mehrmals den langen Weg zur Ausgabestelle zurücklegen, um die ca. 100 Skripten in sein Zimmer zu schleppen und zu verstauen. Da dämmerte es K. erstmals, daß die Sache wohl nicht ganz lustig werden würde.

Bei der Begrüßung durch den Schulleiter *Fickerl* wurde viel von Pünktlichkeit im Unterricht, der Wichtigkeit des ständigen Mitlernens, dem strikten Heimfahrverbot unter der Woche, der rechtzeitigen Rückkehr in die Unterkunft gesprochen und die Wichtigkeit der Bettruhe um 22 Uhr mehrmals mit Nachdruck betont.

K. war also wieder in der Schule, nein viel schlimmer: er war im Internat oder noch schlimmer: er war in einer Kaserne. Und an Kasernen hatte K. wahrlich keine guten Erinnerungen. Nur ungern erinnerte er sich an seine Zeit beim Militär, die andauernden Probleme mit seinen Vorgesetzten, die sinnlosen Versuche des Kaderpersonals den jungen Soldaten Gehorsam einzutrichtern, mit aller Gewalt ihren Willen gemeinsam mit dem Rückrat zu brechen, die sinnlosesten Tätigkeiten unter dem Deckmantel der Disziplin auszuführen und die unendlichen Tage und Nächte des gemeinsamen Lagerkollers.

Mit seinen 32 Jahren war K. der älteste und deswegen traf ihn wahrscheinlich alles viel härter als die jüngeren Kollegen um die 20. Die Atmosphäre in Hörth bereitete ihm unendliches Unbehagen, aber er hatte schon soviel erduldet und er hatte auch dies hier zu erdulden – aber sicher nicht ganz ohne Widerspruch.

K. der selbst jahrelang an der Uni nach bestem Wissen und Gewissen vorgetragen hatte, glaubte seinen Augen und Ohren nicht zu trauen, als Kollege *Doberwahn* seine erste Stunde mit den Worten begann: *"Liebe Kollegen: wir haben nicht viel Zeit, ich würde euch daher ersuchen keine Zwischenfragen zu stellen"*. Anschließend begann er dann das gesamte Inhaltsverzeichnis Wort für Wort herunterzulesen und gleich darauf begann er das Skriptum Wort für Wort vorzulesen. Erst jetzt konnte K. erstmals sehen was eine richtige "Vorlesung" war bzw. woher dieser Begriff kommt – nirgends hatte er bis jetzt derartiges gesehen: das Staunen wich allerdings bald dem Entsetzen.

Doberwahn war offensichtlich auch nicht ganz mit den Techniken eines Overheadprojektors vertraut, denn er nahm die kleinen A4-Zettel mit diversen Zeichnungen und Abbildungen aus seiner Mappe und klebte sie an die Tafel. Sehr zum Gaudium der anderen Kollegen las K. über die Schulter von Doberwahn gebeugt laut vor.

Doberwahn errötete zwar heftig, er ignorierte aber K. und las weiter Wort für Wort vor – ab diesem Zeitpunkt verzichtete er allerdings auf seine hilfreichen Erklärungen an der Tafel. K. der nun gänzlich "Out of Control" war und diesen Vortrag als persönliche Beleidigung ansah, begriff erst viel später, wie sehr er diesen Menschen wahrscheinlich gekränkt hatte: einen Menschen der wahrscheinlich sein bestes gegeben hatte, der keinerlei pädagogische Ausbildung erhalten hatte

(die hatte K. übrigens auch an der Uni nie erhalten) und der auf die Meute losgelassen wurde, weil vielleicht kein anderer zu finden war und weil die Auszubildenden das ohnehin alles zu ertragen hatten.

Als der nächste Vortragende in ähnlichem Stil seine Mehrfachintegrale an die Tafel knallte, war die ursprüngliche Kampfeslust bereits einer breiten Resignation gewichen. Die Bauingenieure lächelten etwas mitleidig zu K., denn sie wußten das schon alles von der Uni und K. gab sich erst gar nicht die Mühe das alles zu begreifen, denn er war sich ziemlich sicher, das alles ohnehin nie zu benötigen.

Aber er wußte auch, daß die erfolgreiche Absolvierung dieses Kurses – unabhängig von einer früheren Ausbildung und Qualifikation – die Voraussetzung für die weitere mögliche Karriere war und deshalb schleppte er sich täglich zu den Vorträgen, versuchte so gut es ging aufmerksam zuzuhören, übte nicht mehr soviel Kritik wie zu Beginn und zählte die Tage bis zum Kursende. Fairerweise muß man hier auch anmerken, daß es auch einige gute, interessante Fachgebiete gab, die teilweise auch ausgezeichnet vorgetragen wurden.

Immer stärker kam der Lagerkoller auf und er beschwor Situationen herauf, die unter anderen Umständen wahrscheinlich ausgeblieben wären. K. war eigentlich ein sehr friedfertiger Mensch und abgesehen von einer kleinen Rauferei im Alter von 15 Jahren, die aber ziemlich rasch durch einen Schlag auf K's Nase wieder beendet war, gab es nie Tötlichkeiten.

In diesem Kurs hatte es der *Wuchtberger* aber tatsächlich geschafft, K. solange zu provozieren, bis sich die beiden Aug in Aug gegenüberstanden und zu allem bereit waren. Ständig hatte der erfahrene Bauingenieur mit Praxis in Lybien den Vermesser K. gehänselt, daß er ja vom Baugeschäft keine Ahnung habe und es für ihn hart sei mit solchen Personen gemeinsam in einem Kurs zu sitzen. K. hatte das auch nie bestritten, er wußte wo seine Stärken lagen und war ja auch nicht freiwillig in Hörth.

Aber nun war er bereit es dem eingebildeten, körperlich sicher nicht unterlegenen Bauingenieur mit den Fäusten zu zeigen. Die meisten der herbeigeeilten Kollegen hätten sicher ein Freude an einer kleinen Schlägerei zur Auflockerung des tristen Schulalltags gehabt doch einige Vernünftige konnten die beiden gerade noch rechtzeitig trennen.

Kollege Fickerl, der strenge aber im Vergleich zu seinem Vorgänger angeblich harmlose Schulleiter, hatte von diesen Vorgängen zum Glück nichts bemerkt. Erst vor kurzem war K. zu ihm vorgeladen worden und Fickerl warf ihm vor: *"Ich habe sie gestern Abend am Bahnhof gesehen – was haben sie da gemacht"*. Als K. ihm dann unverblümt und wahrheitsgetreu antwortete *"Ich bin nach Hause zu meiner Familie gefahren"*, war er offensichtlich so überrascht, daß er ihn ohne große Vorwürfe und Androhung von Strafmaßnahmen wieder entließ. Aber er beschloß ab diesem Zeitpunkt K. genauer zu beobachten, nicht zuletzt da erst vor wenigen Tagen das vorschriftswidrig gemachte Bett bei einer Zimmerkontrolle bemängeln mußte.

K. war eigentlich keiner, der Abends viel wegging, aber gerade in Hörth hatte er immer wieder das unbändige Verlangen, die nächstgelegene Diskothek aufzusuchen (übrigens das einzige

Lokal in dieser Gegend). Und so überwand er mit einigen Freunden nicht nur die Angst vor dem Verbot, sondern auch den ca. drei Meter hohen Zaun. Für die jüngeren Kollegen war das kein Problem aber K. hatte da etwas mehr Mühe und kam schon zerschunden in der Diskothek an.

Dort mußte er dann feststellen, daß dies sicher nicht sein Abend war und die wenigen jungen Mädchen vergnügten sich mit seinen jüngeren Kollegen. K. erfreute sich trotzdem an der flotten Musik und war irgendwie stolz darauf, die Heimleitung überlistet zu haben. Die zahlreich genossenen alkoholischen Getränke machten es ihm natürlich nicht leichter den Zaun beim Zurückkommen wieder zu überwinden.

Die Kollegen warfen ihn dann irgendwie über das Hindernis und stießen ihn durch das kleine Fenster in der Nähe des Klosetts. Damit war das Abenteuer Diskothek beendet und der zerschundene K. ging fortan wieder pünktlich um 22 Uhr zu Bett.

Nur einmal wollte er eine späte Fußballübertragung sehen, nahm im großen Speisesaal Platz, schaltete den Fernseher ein und bereitete sich auf ein spannendes Spiel vor. Nur fünf Minuten später kam der Nachtportier, schaltete ihn kommentarlos wieder aus und wartete offensichtlich auf die Reaktion. Entgegen seinen üblichen Gepflogenheiten blieb K. auffallend ruhig, schüttelte nur verständnislos den Kopf und verließ den Saal. Irgendwie hatte der Nachtportier dann aber Mitleid und mit spitzbübischem Grinsen lud er K. ein, in sein Zimmer zu kommen und auf seinem Fernseher das Spiel zu verfolgen. K. überlegte noch kurz und nahm dann dankend an.

Die endlosen Wochen in Hörth waren nun vergangen und K. begann sich gewissenhaft auf die kommenden Prüfungen vorzubereiten. Er lernte fast noch mehr als an der Uni, denn irgendwie hatte er das Gefühl, daß man ihm nicht besonders gut gesonnen war.

Der schriftliche Teil war schnell absolviert: teilweise wußte K. wirklich viel, teilweise schrieb er von Kollegen ab und teilweise hatte er die wichtigsten Formeln auf einem kleinen Zettel notiert: beim Schummeln war K. noch etwas unbeholfen, denn er hatte es bis jetzt eigentlich nie nötig gehabt.

Auch die mündliche Prüfung war zu Beginn kein Problem, zuletzt kam allerdings ein Fach, das K. offensichtlich unterschätzt hatte. Diese Fach interessierte K. sogar besonders, denn hier konnte er einiges lernen, was er auch privat brauchen konnte: gerade bei der Wärmedämmung sah er nun seine Fehler mit der Innenisolierung ein. Und er lernte auch was sich technisch so alles abspielt, wenn man ein öffentliches WC betritt. Er lernte alles über radargesteuerte Pißanlagen und andere Möglichkeiten und Techniken in modernen Pissoirs.

Gerade in diesem Fach hätte er nie gedacht Probleme zu bekommen und er lernte auch gewissenhaft die Kapitel der Bauordnung - allerdings die falschen. Und gerade darüber wurde er dann befragt: *"Wie groß dürfen die Abstände zu den Stiegenaufgängen sein?"*, *"Wo sind Feuerlöscher anzubringen?"*. Nach 10 unzureichend beantworteten Fragen fragte K. dann entnervt: *"Warum quälen sie mich, ich stelle Ihnen ja auch keine Fragen über das Vermessungswesen"*.

Er hätte viele Antworten geben können aber diese mit Sicherheit nicht: nach kurzer Beratung zwischen Prüfer und Beisitzer teilte man K. mit, daß er mit einer Nachprüfung zu rechnen habe. Nie - auch nicht an der Uni - wurde K. mit "nicht genügend" oder mit "genügend" beurteilt, im Gymnasium hatte er zuletzt immer aufgezeichneten Erfolg, das Studium hatte er in kürzester Zeit absolviert aber bei der ÖVU war er nun offensichtlich gescheitert

Irgendwie war er aber auch gar nicht unglücklich darüber, denn eine negative Beurteilung war ein willkommener Anlaß die Firma für immer zu verlassen. Er bereitete bereits seine Abschiedsrede vor: es sollte zumindest ein unheimlich starker Abgang werden.

Nach mehrstündigen Verhandlungen öffneten sich dann die Türen der Kommission und man teilte den ungeduldigen Prüflingen mit, daß es alle geschafft hätten. Nur bei K. wäre man sich uneinig gewesen, doch man sei diesmal gnädig gewesen und hätte auch ihn mit "genügend" beurteilt, da er insgesamt gar nicht so schlecht gewesen wäre und ohnehin nur ein Vermesser sei.

K. der immer zu den Besten gehörte mußte nun erstmals erleben wie bitter es sein kann belächelt und gedemütigt zu werden.

Er nahm flüchtig noch die hämischen Blicke Wuchtbergers wahr und war irgendwie fast traurig darüber, daß er nun um seine starke Rede umgefallen war und er nun offensichtlich den Kampf gegen Windmühlen weiterführen mußte.

15.

Ein EDV-Skandal

”*Back again*” – wieder in der altehrwürdigen Direktion angekommen, glaubte K. zu bemerken, daß sich einige Kollegen sogar über seine Rückkehr freuten. Viele hätten es ihm bei seiner Einstellung zur *Firma* ja nicht zugetraut, daß er die Kaserne *Hörth* auch nur einigermaßen unbeschadet überstehen würde.

Aber Unkraut verdirbt bekanntlich nicht – das mußte auch *Herb* erkennen, der die Rückkehr eher mit gemischten Gefühlen betrachtete: einerseits hielt er K. zwar für einen guten, kompetenten Mann aber andererseits sah er eine Menge Schwierigkeiten auf ihn zukommen. Er hatte eigentlich bereits alles erreicht in der Firma, war in Sphären und Dienstklassen vorgedrungen wie noch kein anderer Landvermesser je zuvor bei der ÖVU und er hätte sich nun ganz gerne ein ruhiges, beschauliches Leben bis zu seiner Pensionierung, die zwar noch nicht unmittelbar bevorstand aber an die man zumindest schon denken durfte, gewünscht. Er wußte und ahnte zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht, daß K. noch das kleinste Problem war im Vergleich zu jenen die im Zuge der brutalen Reformen in den nächsten Jahren noch auf ihm zukamen.

Der auch bereits vom Präsident mehrmals kritisierte ”*finstere Blick*”, den K. immer wieder mit den Worten ”*ich habe bis jetzt bei der ÖVU noch nicht viel zu lachen gehabt*” rechtfertigte, erhellte sich ein wenig als K. die zwei kleinen netten Computeranlagen in der Abteilung sah. Der begeisterte EDV-Freak und interessierte Computerfreund stürzte sich förmlich auf die nächstgelegene Maschine und begann sie auf Herz und Nieren zu untersuchen.

Er wurde aber sofort wieder auf den Boden der harten Realität zurückgeholt als er die abenteuerlichen Sperren sah, mit denen der PC abgesichert war. Man durfte also selber gar nichts programmieren, sondern nur die von der hohen EDV-Abteilung vorgefertigten heiligen Bildschirmmasken und Menüs verwenden, die den ungeübten Anwender sicher auf seiner Reise am Bildschirm begleiteten sollten, K. aber förmlich die Zornesröte ins Gesicht trieben.

Kollege *Groll* als zuständiger EDV-Betreuer erklärte K. telefonisch, daß alles nur zu seinem Besten sei, Fehlmanipulationen damit gänzlich ausgeschlossen wären und daß es gänzlich unmöglich und gegen die ”große Linie” wäre auch nur einen kleinen Speicherbereich für eigene Entwicklungen freizugeben – schließlich müßte so ein PC ja ”deppensicher” (dh.: auch für Diplomingenieure geeignet = ”akademikersicher”) sein.

Gerade diese sehr hartnäckige Einstellung der EDV-Zentrale beflügelte K. geradezu nach Möglichkeiten zu suchen, diese Sperren und Einschränkungen zu umgehen. Irgendwie war sich K. seiner kriminellen Gedanken schon bewußt aber andererseits wollte er eigentlich nur das an der Uni und bei *Holinka* erworbene Wissen auch hier optimal einsetzen bzw. es der ÖVU zur Verfügung stellen.

In mühevoller Kleinarbeit begann er die abenteuerlichen Routinen nachzuvollziehen und er wunderte sich wieviel Zeit hier offensichtlich in diese unsinnige Absicherung investiert worden war. Nach 2 Tagen hatte er aber den PC doch geknackt und frei verwendbar für eigene Anwendungen und Entwicklungen gemacht.

Doch er hatte nicht mit der Schläue und Professionalität der EDV-Abteilung gerechnet: eine einzige Kleinigkeit hatte er offensichtlich übersehen und dies sollte K. in den nächsten Tagen zum Verhängnis werden. Unerwartet und völlig unangekündigt meldet sich der PC am frühen Nachmittag mitten in einer komplizierten Berechnung mit einem Ton der sowohl K. als auch seinem Zimmerkollegen durch Mark und Bein ging und zusätzlich erschien auch noch ein kleiner Hinweis am Bildschirm *"Sie haben eine unserer Sperren umgangen – melden sie sich unverzüglich bei ihrem EDV-Betreuer"*.

K. sah als einzige Möglichkeit den sofortiger Notausstieg: Hauptschalter aus und nach einigen Minuten wieder ein. Gebannt verfolgte er nun die Meldungen am Bildschirm und stellte nach dem Neustart erleichtert fest, daß offensichtlich wieder alles in Ordnung war: kein schriller Ton mehr, keine lästige Bildschirrmeldung - alles lief wieder wie am Schnürchen und K. konnte seine zuvor unterbrochenen Rechenarbeiten wieder fortsetzen. Ein halber Tag war damit zwar verloren, da die Daten nicht gesichert waren, aber was war schon ein halber Tag in Vergleich zu den Jahren die K. noch bei der ÖVU zu verbringen hatte, was war ein halber Tag im Vergleich zu den unzähligen Stunden und Tagen die K. in der Firma schon verzweifelt totgeschlagen hatte. K. hatte keine großen Zukunftsperspektiven aber er hatte nun zumindest einen PC.

Doch nach 2 Tagen riß ihm am späten Nachmittag wieder dieser fürchterliche Ton aus seiner Arbeit und auch diesmal sah K. nur als letzte Chance: Hauptschalter aus, Hauptschalter ein – Neustart – "New Game", die Arbeit eines halben Tages wieder verloren.

Obwohl auch diesmal wieder alles in Ordnung zu sein schien, ahnte K. schon, daß diese Sache noch nicht ausgestanden war: ständig rechnete er wieder mit einer entsprechenden Meldung begleitet mit dem höllischen Ton – auch nachts wachte er mehrmals schweißgebadet auf und so kam es wie es kommen mußte: nach exakt 2 Tagen war es wieder soweit: der Ton war noch schriller als je zuvor und die Meldung lautete nun *"jetzt ist es zu spät – die Festplatte wird gelöscht"*.

Ganz vorsichtig legte K. den Hauptschalter wieder um, schaltete behutsam wieder ein, schloß die Augen und wartete und hoffte daß er wieder hochkommen würde: doch nun rührte sich nichts mehr, absolute Stille nachdem auch der Ventilator seine letzten Drehbewegungen ausgeführt hatte. Zu allem Überdruß ging nun K. anschließend 2 Wochen auf Urlaub und es blieb ihm nichts anderes übrig als Herb eine entsprechende Nachricht zu hinterlassen, daß der Computer irgendein Problem habe.

Alles weitere erfuhr er dann von seinen Kollegen als er zurückgekehrt war – Herb war offensichtlich völlig fertig und erzürnt und wollte K. am liebsten gar nicht mehr sehen:

Nachdem am darauffolgenden Montag Herb nämlich Groll anrief mit dem Ersuchen den PC kurz anzuschauen und wieder startklar zu machen, flog die ganze Sache natürlich auf. Groll war so erzürnt, daß er Herb androhte den Computer sofort abzuziehen: jener PC um den Herb solange gekämpft hatte, das Schmuckstück der kleinen Vermessungsabteilung, verloren nur wegen K.'s Unvernunft und Ungehorsam.

Groll war natürlich auch nicht bereit den Fehler sofort zu beheben: erst nach mehreren Tagen gab er Herb's Drängen und Flehen nach – vorher mußte er ihm allerdings versprechen K. nach dessen Rückkehr ordentlich ins Gebet zu nehmen. Er baute die geheimnisvollen Sicherungsroutinen wieder ein, installierte Programme teilweise neu und der PC funktionierte wieder einwandfrei.

K. mußte nun zähneknirschend alle Forderungen der heiligen EDV-Abteilung akzeptieren, Reue und Einsicht zeigen und er beschloß zugleich sein Wissen nicht mehr einzubringen wenn das nicht erwünscht war hier bei dieser Firma. Er hatte ja Familie, er hatten seinen Sport und so schrie er oft am Wochenende am Fußballplatz all das hinaus was er in dieser Firma nicht sagen konnte und durfte.

Und er erfreute sich in nächster Zeit auch an den neuen Vermessungsgeräten die nun endlich eingetroffen waren und einen Technologiesprung in der altherwürdigen Direktion bedeuteten. Dieser EDV-Skandal hatte aber auch den Nebeneffekt, daß er sich natürlich wie ein Lauffeuer verbreitete, allorts heftig diskutiert wurde und jeder irgendwie dazu Stellung beziehen wollte. Manche bezeichneten K. als Spinner und Querulanten, dem man nun endlich gezeigt habe wo es lang gehe bei der ÖVU, andere aber sahen in ihm nur einen engagierten Mann, der sich vom System nicht alles gefallen ließ, mache bewunderten ihn sogar weil er vielleicht das getan hatte , was sie schon längst gerne getan hätten wenn ihnen der Verstand nicht anders geraten hätte.

Der Verstand bzw. die Vernunft hatten K. offensichtlich auch diesmal wieder im Stich gelassen und ins offene Messer laufen lassen. Interessanterweise kam aber auch Groll in der EDV-Zentrale zunehmend unter Druck: irgendwo gab es offensichtlich auch in höheren Chefetagen Leute die meinten, daß es durchaus Sinn gäbe, die Aktivitäten engagierter Mitarbeiter nicht gänzlich zu unterbinden oder gar zu verteufeln.

Zur Überraschung der gesamten Vermessungsriege wurden Herb und K. in die EDV-Abteilung zu einer Aussprache gebeten: Groll wartete dort bereits mit seinem Vorgesetzten, bot Kaffee und Kuchen an und empfing die beiden ungewöhnlich freundlich. Man diskutierte in entspannter, angenehmer Atmosphäre, Groll gab sich in Anwesenheit seines Vorgesetzten betont diplomatisch. Die Verhandlungen zogen sich über mehrere Stunden und K. hatte dann erreicht wofür ihn seine Kollegen bei der Rückkehr stürmisch feierten: 20% des Computer-Speicherplatzes waren nun frei gegeben für eigene Entwicklungen – eine ausgesprochene Sensation.

Auch wenn er seit Jahren bei Holinka und an der Uni immer über 100% verfügt hatte: auf diese 20% konnte er zu Recht besonders stolz sein. K. glaubte nun erstmals daran, daß er - wenn die

Erfolge in den nächsten Jahren so weitergehen würde – auch bei der ÖVU bald dort war, wo er schon lange vorher war.

Endlich konnte er mit den Entwicklungen angepasst an die neuen Vermessungsgeräte und Vermessungstechnologien beginnen und er stellte zufrieden fest, daß auch Hartnäckigkeit – zugegeben unverhofft und wahrscheinlich nicht oft – auch zum Ziel führen kann.

16.

Der Landvermesser

Hätte der alte Landvermesser *Wichtel* nun nicht ernsthaft mit dem Gedanken gespielt, sich mit seinen für ÖVU-Verhältnisse fast schon biblischen Alter von 63 Jahren in die wohlverdiente Pension zu verabschieden, hätte Herb K. vielleicht wieder dorthin zurückgeschickt, woher er gekommen war.

So aber brauchte er doch schon kurzfristig einen Mann, der fähig war in die Fußstapfen Wichtels zu treten; Wichtel war nämlich ein äußerst kompetenter und allseits beliebter älterer Herr, der allein auf Grund seines Auftretens viele schwierige Verhandlungen und Grenzstreitigkeiten aller Art souverän zu lösen wußte.

Wichtel war zwar sicher in nächster Zeit nicht zu ersetzen, aber besser als nichts war die Lösung mit K. immer noch – und so viele Bewerber gab es nicht bei der ÖVU, die sich für diese Tätigkeit interessierten.

Eines Tages wurde K. in Wichtels Zimmer gerufen und der alte Herr begann K. von seiner Tätigkeit und seinen Erfahrungen bei der ÖVU zu erzählen: auch er hatte viele Probleme gehabt, er hatte aber diese Arbeit zu lieben gelernt und hatte es doch zumindest bei seinen Kollegen, bei den befreundeten Juristen und Rechtsdienst Damen zu hohen Ansehen gebracht. Er hatte offensichtlich wirklich viel erlebt und konnte unzählige Anekdoten aus seinem Landvermesserleben erzählen.

Immer wieder holte er alte verstaubte Pläne hervor, zeigte sie K. voll Stolz und fügte Erklärungen hinzu. Er wußte über fast alle Anrainer etwas zu berichten und auch über die Amtsleiter der jeweils zuständigen Vermessungsämter.

Wichtel hatte sich nie mehr besonders für EDV interessiert, aber hatte offensichtlich auch so alles fest im Griff. K. begann nun langsam zu ahnen, daß für ihn die Latte als Nachfolger offensichtlich hoch lag, aber er freute sich trotzdem schon auf seine neuen Aufgaben. Endlich hatte sich sein Lebenstraum erfüllt und er sollte erstmals richtig messen dürfen, er sollte ein eigenes Aufgabengebiet haben und er würde immer mit vielen Leuten Kontakt haben.

Wichtel erzählte auch von einer gewissen Frau Doktor, einer Juristin, mit der im besten Einvernehmen stand und mit der er viel zusammenarbeitete: die Landvermesserei und die Juristerei ergänzten sich offensichtlich wunderbar. Auch K. war der Frau Doktor, die ungefähr in seinem Alter zu liegen schien, schon mehrmals flüchtig begegnet, hatte sie immer freundlich begrüßt, aber noch nie länger mit ihr gesprochen. Irgendwie hatte sie aber immer schon eine gewisse Anziehungskraft auf ihn ausgeübt; und mit dieser netten Dame sollte er nun öfter zusammenarbeiten: der Gedanke gefiel K. durchaus.

Zuletzt äußerte Wichtel noch den Wunsch, daß er noch gerne eine kleine Dienstreise mit K. unternommen hätte zur Einschulung und im Sinne einer reibungslosen Übergabe der noch offenen Arbeiten.

Ein Termin war rasch gefunden und frühmorgens brauste man gemeinsam im alten klapprigen VW-Bus ins Waldviertel wo angeblich noch eine Kleinigkeit offen war. Am Ziel angekommen, deutete Wichtel auf eine Unzahl von unförmigen Steinen. Für K. waren diese Steine eigentlich nichts Ungewöhnliches, denn das Waldviertel ist ja für seinen Steinreichtum bekannt. Bald stellte sich allerdings heraus, daß diese Steine offensichtlich Grenzsteine waren, die Wichtel schon für die Vermarkung der neuen Grenzen vorgesehen hatte.

Abwechselnd deutet Wichtel auf die Steine und dann wieder auf Pläne und Skizzen und redete auf K. unentwegt ein, nur dies und jenes nicht zu vergessen und das eine zu beachten und beim anderen eher vorsichtig sein. K. war fast wie erschlagen und er brauchte zuerst einige Minuten bis er herausfand wo am Plan oben und unten war, und wo in der Natur Norden und Süden war.

Trotz seiner totalen Orientierungslosigkeit wollte er sich natürlich keine Blöße geben und nickte immerzu, was Wichtel nur noch bestärkte mit noch schwereren Geschützen aufzufahren. Es war ein Glanzvorstellung des alten Herrn der bei seiner letzten Dienstreise seinen um 30 Jahre jüngeren Nachfolger ziemlich alt aussehen ließ.

Am Ende packte er sofort wieder alle Unterlagen in seine Tasche, betrachtete zufrieden die mächtigen Steine aus echtem Waldviertler Granit und klopfte K. väterlich auf die Schulter. *”Sie werden das schon machen”* lachte er und *”Sprechen Sie vorher noch vielleicht mit der Gemeinde”*.

K. schluckte mehrmals kräftig und bestieg dann sehr, sehr nachdenklich den Bus wo Wichtel schon auf ihn wartete. Auch Wichtel war etwas nachdenklich, denn nun wußte er erstmals, daß es vorbei mit der Landvermesserei, mit seinem Beruf den er unendlich geliebt hatte, für den er auf soviel verzichtete hatte bei der ÖVU: in einigen Tagen würde das alles der Vergangenheit angehören.

Der alte Herr schlief dann auf der Rückfahrt bald ein und so gab es auch keine Gelegenheit mehr für Erklärungen oder Rückfragen. Nie hätte es K. gewagt diesen Herrn zu wecken, um noch etwas aus ihm herauszupressen was ihm vielleicht hier oder auch später noch helfen konnte.

K. war nun sehr nachdenklich und zu diesem Zeitpunkt gar nicht mehr sicher, ob er für die Landvermesserei überhaupt geschaffen war – war er vielleicht nicht intelligent genug, hatte er noch zuwenig Erfahrung oder was war es sonst?

Auch wenn er nach diesem Erlebnis etwas verunsichert war, war er aber trotzdem überzeugt, daß dieses verzwickte Problem im tiefsten Waldviertel – Kaltenbach hieß die Gemeinde – zu lösen war.

Er bereitete seine erste Verhandlung für die ÖVU sehr gewissenhaft vor, rechnete unzählige Varianten für einen optimalen Grenzverlauf durch, beriet sich ausführlich mit der Frau Doktor über jedes mögliche und unmögliche Problem, sprach sogar vor der Verhandlung noch persönlich bei der Gemeinde vor und verschickte zuletzt die Einladungen an alle betroffenen Anrainer.

Die Grenzverhandlung fand dann an einem sehr schönen und heißen Spätsommertag statt, der alle Beteiligten noch ziemlich schwitzen ließ, obwohl es um diese Zeit in dieser eher rauen Gegend schon vorgekommen sein soll, daß eine feine Schneedecke die sanfte Hügellandschaft überzog. K. ließ sich von den eher finsternen Blicken der Waldviertler Gesellen nicht täuschen, denn er wußte von Wichtel und auch aus eigener Erfahrung, daß hinter den manchmal sehr rauen Schalen, sehr weiche Kerne und sehr liebenswerte Menschen steckten.

K. hatte alle Hände voll zu tun, um die vielen Fragen zu beantworten, versuchte möglichst gut auf die Anwesenden einzugehen, ließ sich noch zusätzlich alte Grenzzeichen zeigen und hörte sich die damit verbundenen Geschichten an: manche dieser Steine waren angeblich schon über 100 Jahre alt und seit Generationen zeigten sie unverändert die Eigentumsverhältnisse zwischen den Bauern an: diese Menschen hatten nie viel außer Grund und Boden und gerade deswegen waren diese Steine anerkannt und heilig.

K. hatte bei der Verhandlung bei Weitem nicht alles im Griff, doch die Frau Doktor half mit ihrem Charme so gut es ging: zeigte K. auch nur eine kleine Schwäche und war er unsicher in der Argumentation, war sie sofort zur Stelle und bügelte das wieder aus, was er kurz vorher verbockt hatte. Sie hatte eine sehr freundliche, angenehme Art, die selbst den harten Waldviertler Granit zum Schmelzen brachte.

Die neuen Grenzen waren nach mehreren Stunden dann aber doch endgültig fixiert und im allgemeinen Tumult bemerkte K. gar nicht wie sehr sich die zwei ÖVU-Bediensteten plagten, die schweren Grenzsteine im harten Granitboden einzugraben. Wahrscheinlich hätten sie manchmal seinen Zuspruch gebraucht oder ein Anerkennnung für diese schwere Arbeit, doch K. nahm sie kaum wahr: zu sehr war er mit seinen Unterlagen, mit den Anrainern und seinen eigenen Unzulänglichkeiten beschäftigt.

So schnell wie sie alle gekommen waren, zogen sie auch wieder von dannen mit ihren Traktoren und Stille kehrte wieder ein im Waldviertel. Zufrieden betrachtete K. sein Werk und begann die neuen Grenzen gleich anschließend zu vermessen. Er würde zwar noch mehrere Tage hier herkommen müssen, aber das Größte war nun erledigt.

Bis zuletzt war sich K. nicht ganz sicher ob er auch alles richtig gemacht hatte und ob das alles konform ging zu den einschlägigen Gesetzen und Verordnungen. Nach der Auswertung und Kartierung brachte er sogar einen recht ansehnlichen Vermessungsplan zustande, der dann auch tatsächlich – nach Behebung von wirklich nur kleinen Mängeln – vom Amt bescheinigt wurde.

Auf die Bescheinigung seines ersten Planes war K. dann fast so stolz wie auf sein Diplom und alle mußten dieses Wunderwerk von Teilungsplan unter dem Titel "*Wegverlegung Kaltenbach*" sehen – egal ob sie wollten oder nicht – und viele erhielten damit wieder die Bestätigung: "*Ja – irgendwie war K. doch ein Spinner*".

17.

Grenzverhandlung in Retz

Es wäre für den Leser wahrscheinlich nicht sehr interessant nun alles aufzuzählen, was K. in den nächsten Monaten und Jahren bei der Landvermesserei alles erlebte. Nur die Grenzverhandlung in Retz sei hier erwähnt als typisches Beispiel für seine Tätigkeit bei der ÖVU.

Knapp vor Wintereinbruch hatte man bei einer Bautätigkeit wieder einmal übersehen, daß nach Abschluß aller Bautätigkeiten auch noch die Erstellung eines verbücherungsfähigen Teilungsplanes für die grundbücherliche Durchführung erforderlich war. Wie so oft rief man viel zu spät bei K. an und fragte ihn was man da nun machen solle. Da ohne vorherige Vermessung Bau natürlich überhaupt keine Aussagen über den alten Grenzverlauf gemacht kann, rechnete K. zwar mit größeren Schwierigkeiten, nahm aber trotzdem diesen Auftrag an. Was hätte er auch sonst machen sollen.

Die alte Grenzstadt Retz hatte es K. ohnehin angetan mit seiner weit sichtbaren Windmühle, den zahlreichen Weingärten und natürlich dem guten Wein selbst. Er hatte privat öfter zu tun in Retz und beriet den alten, ortsansässigen Geometer in allen EDV Fragen - auch nach Übergabe des Büros an seinen Sohn setzte sich diese Tradition fort.

Schon oft war er mitten in den Weingärten von Retz gesessen, genoß die Abendsonne, den Blick auf die Windmühlen und wie gesagt den köstlichen Retzer Wein und lauschte den Erzählungen des alten Geometers, der auch den *Wichtel* gut gekannt hatte. K. hatte sich früher nie vorstellen können ein eigenes Büro zu betreiben, aber immer wenn er in Retz war hatte er fast Sehnsucht nach gerade so einem kleinen Büro mit einem einzigen Gehilfen aber doch einem nicht unbedeutendem Stellenwert in einer so die kleinen Stadt.

Der Geometer galt hier noch genau soviel wie der Arzt und der Pfarrer und oft erlebte K. wie die Parteien fast andächtig an die Tür des alten Geometers klopfen und dieser sie mit all seinem Wissen und Erfahrung beriet - manchmal riet er ihnen dann den drohenden Grenzstreit im Einvernehmen beizulegen, da in so einem Fall immer nur Notare, Rechtsanwälte und Geometer profitieren, nie aber eine der Parteien selbst.

Es hatte den Anschein, daß hier noch alles viel gemächlicher zuzugang als in der Großstadt. Die alte Pendeluhr hatte es K. besonders angetan und auch sonst fand er hier noch Geräte die er nur mehr aus Erzählungen kannte. Irgendwie hatte man den Eindruck die Zeit wäre hier stehengeblieben und nur die funkelneue Computeranlage, die gar nicht so recht in dieses Büro passte, war der Beweis dafür, daß auch in der alten Grenzstadt die Technik nicht mehr aufzuhalten war.

In dieser Stadt hatte also K. selbst eine große Vermessung über eine Länge von zwei Kilometer abzuwickeln. Der erste Blick auf die Mappe zeigte viele kleine schmale Riemenparzellen, die immer auf einen hohen Aufwand aufgrund der vielen Grundstücke und Eigentümer hindeuteten.

Nach den ersten Recherchen waren fast 80 Eigentümer und 170 Grundstücke betroffen. K. bereitete alles rasch und gewissenhaft vor und raste mit seinen zwei Gehilfen gleich am nächsten Tag in die Stadt an der Grenze vom Weinviertel zum Waldviertel, um eine erste Bestandsaufnahme zu machen. Es war bereits bitter kalt Mitte November und die ersten Schneeflocken ließen keine einwandfreie Sicht mehr auf die umliegenden Fernziele zu.

Über diese in dieser Gegend für die Landvermesserei wichtigen Festpunkte hatte er schon oft mit dem alten Geometer gesprochen, er kannte fast die Koordinaten schon auswendig, wußte über deren Güte Bescheid und kannte sie fast alle mit Namen: KT 11-9 für das Schloß, KT 13-9 für die Kirche oder war es umgekehrt?

Die Meßgehilfen verlangten andauernd nach Pausen und wärmenden Getränken, doch K. trieb die Meßpartie mit unverminderter Härte an. Das waren jene Momente wo die Gehilfen diesen K. für seinen Starrsinn und seine Zielstrebigkeit beinahe haßten. Viele der anderen Kollegen hätten wahrscheinlich den ganzen Tag im benachbarten warmen gemütlichen Gasthof verbracht, hätten abgewartet ob der Schneefall nicht gänzlich aufhören oder ob es doch noch etwas wärmer werden würde - nur K. ließ immer wieder das Instrument aufstellen, forderte Fritz auf nur ja den Spiegel gerade zu halten, kontrollierte Andy am Gerät öfter als sonst und so bewegte sich die Partie immer weiter weg von der Stadt zur Staatsgrenze hin.

Selbst die hereinbrechende Dämmerung war kein Grund aufzuhören. Er brauchte eben dringend die Ergebnisse, um die Verhandlung optimal vorbereiten zu können und dafür war ihm jedes Mittel recht. Der Schneefall hatte zwar fast aufgehört, aber die Nacht rückte näher und das Abendrot rückte die Windmühle auf der kleinen Anhöhe in ein ganz besonderes Licht. Erstmals erlebte K. wie sich die Nachtbeleuchtung des Meßgerätes automatisch einschaltete und so auch noch das letzte Tageslicht genutzt werden konnte.

Er hörte schon gar nicht mehr die Vorwürfe seiner Gehilfen. Andy drehte unermüdlich und fluchend das Meßgerät, Fritz stolperte schon förmlich von Punkt zu Punkt und K. dirigierte das Orchester bis die Arbeit zur Gänze getan war. Immer wieder versucht er seine Gehilfen mit kleinen Späßen zu erheitern, deutete auf die Windmühle im Abendrot, versuchte Ihnen die Nachtbeleuchtung als besonders eindruckvolles Ereignis zu verkaufen, doch alle diese Versuche waren lächerlich und vergeblich.

Sie wollten nur endlich fertig werden und dieses - ihrer Meinung nach – unwirtliche Retz endlich verlassen. Bei der Rückfahrt wurde kaum ein Wort gewechselt und K sah zum Glück nicht die Blicke die sich die Gehilfen zuwarfen und die eindeutigen Gesten.

Trotzdem schätzten und bewunderten sie diesen verdammten K. noch irgendwie, denn bei ihm wußte man meist genau woran man war, man war den ganzen Tag beschäftigt und die Stunden vergingen wie im Flug: nur an diesem Tag hatte er doch etwas übertrieben. Sie überlegten sogar kurz sich bei *Herb* zu beschweren, doch was hätte es schon gebracht: ändern konnte man diesen Sturschädel ohnehin nicht.

Als die Zeit gekommen war die Grenzverhandlung vorzubereiten überlegte K. wie viele Tage er wohl für diese Verhandlung ansetzen solle. Er berief sich kurz mit *Herb*, der dann meinte daß man für so einen großen Abschnitt schon eine Woche kalkulieren müsse. K. überlegte hin und her, berechnete durchschnittliche Verweildauer pro Anrainer, kalkulierte schlechtes Wetter und kam dann zum Entschluß: ein Tag müsse da wohl genügen.

Schlechtes Wetter und großer Kälte beschleunigen in der Regel derartige Verhandlungen enorm. Natürlich hielten wieder alle K. für verrückt und meinten diesmal würde er endlich einmal richtig auf die Nase fallen. Er teilte die gesamte Verhandlung in mehrere Abschnitte ein und hatte in Abständen von einer Stunde ca. 20 Anrainer eingeladen, mit denen er die neuen Grenzen dann festlegen wollte.

Die nette Juristin, die Frau Doktor, hatte diesmal zwar keine Zeit aber Richard war für diese Aufgabe wahrscheinlich auch nicht schlecht. Gerade er, der manchmal selbst ein gutes Glas Wein schätzte, war für die Verhandlungen mit den schlaun Weinbauern nahezu ideal.

Ganz zeitig brach man auf, die Gehilfen waren wie immer pünktlich, K. wie immer zehn Minuten zu spät und Richard seine obligate Viertelstunde. Aber dies hatte K. ohnehin alles einkalkuliert und zufrieden blickt er auf das Thermometer: - 15 Grad Celsius, klirrende Kälte am Morgen, leichter Schneefall und in Retz kamen voraussichtlich noch einige Minusgrade dazu.

Bei der ersten Station erlebte K. bereits etwas womit er nie und nimmer gerechnet hatte: eine Gruppe vom Bauern hatte sich um einen angeblichen Professur gescharrt und erwidertenn die freundliche Begrüßung der ÖVO-Leute mit wüsten Beschimpfungen: man hätte viel mehr Weinkulturen als vereinbart beschädigt, zuviel Grund eingelöst, mit dem neuen durch Pflöcke vorläufig vermarkten Grenzverlauf waren sie auch nicht einverstanden und überhaupt war das Pensionssystem der ÖVU nicht gerecht und hauptsächlich wurde über genau das diskutiert was gar nicht Gegenstand der Verhandlung war.

K. der bei diesen Verhandlungen doch schon routinierter als vor einigen Monaten war blickte zufrieden auf das Thermometer: - 17 Grad Celsius: auch er fror gemeinsam mit seinen Gehilfen und Richard, der sich vorwiegend im Auto verkroch, erbärmlich aber er wußte auch, daß der Spuk bald vorbei war. Nur einmal stieg Richard aus und gab in seiner äußerst souveränen Art allen Anwesenden zu bedenken, daß er zwar durchaus Zeit habe und der Bus auch ganz gut geheizt sei, es aber eventuell doch zweckmäßiger sein würde, die Sache rasch durchzuziehen und allfällige offene Fragen später im Landgasthaus bei ein paar Achterln zu klären – auch über das Pensionssystem könne man dort dann ausführlich diskutieren.

Dies waren offensichtlich Argumente, die angesichts der klirrenden Kälte alle verstanden - der angebliche Professor wurde nicht mehr beachtet und alle waren bald mit dem neuen Grenzverlauf einverstanden und setzen mit ihren steifen Fingern ihre Unterschrift auf das Verhandlungsprotokoll.

Die aufgrund der anfänglichen Tumulte entstandene Verzögerung war rasch aufgeholt und bei der letzten Station hatte K. nur drei Minuten Verspätung. Fast überheblich entschuldigte er sich für diese Verspätung (in extremen Fällen kann es bei derartigen Verhandlungen zu mehrstündigen Verspätungen kommen). Damit war nun auch das Eis für die letzte Etappe gebrochen: alle drängten K. nun förmlich, endlich unterschreiben zu dürfen: gerade zur Mittagszeit hatten es nun alle besonders eilig nach Hause zu kommen.

Nach Durchsicht aller Protokolle fehlten nur 6 Unterschriften und man beschloß auch noch diese nach einer kurzen Rast in der Schloßtaverne einzuholen und die Anrainer persönlich zu besuchen. Bei fast allen wurden sie bereits erwartet, bei einigen standen sogar schon Weihnachtskekse und natürlich auch einige Kostproben des vorzüglich Retzer Weins am Tisch. Man entschuldigte sich für das Nichterscheinen, war mit dem Grenzverlauf natürlich einverstanden aber man verlangte von den ÖVU-Leuten, eine Beurteilung ihrer Produkte. Zumindest ein bis zwei Achterl Wein waren Pflicht, die Kekse durfte man stehen lassen aber den Wein nicht und wie versprochen unterschrieben sie dann sofort.

Da bekanntlich 2 Achterl mal 4 bereits einen Liter ergeben kann man sich leicht vorstellen wie K., Richard und die Gehilfen beim 5. Und 6. Haus ankamen – aber niemand hatte Mitleid: 2 Achterl gegen eine Unterschrift.

Zu guter Letzt trafen sie auch noch einen Kollegen, der sie bereits am Vormittag unterstützt hatte und der ganz zufällig einen eigenen Weinkeller ganz in der Nähe hatte. Retz ist ja berühmt für seine Weinkeller und daher wollte man sich auch das noch anschauen.

Entweder war es der Wein oder das bevorstehende Weihnachtsfest aber immer wenn K. aufgrund eines sehr starken Druckes in der Blasengegend vor den Weinkeller trat, betrachtete er mit verklärter Miene den Sternenhimmel und war erstmals seit langem so richtig zufrieden mit sich und der ganzen Welt.

Ziemlich angeschlagen bestiegen dann alle gegen Mitternacht den alten VW-Bus wo Fritz bereits ungeduldig wartete. Er hatte als Fahrer keinen einzigen Tropfen getrunken, hatte als einziger einen klaren Kopf und mußte sich dann noch die Lieder dieser besoffenen Partie anhören bis sie endlich allesamt eingeschlafen waren.

18.

Der dunkle Tunnel

Auch noch so nette und positive Erlebnisse wie in Retz konnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß es stetig abwärts ging mit K. Die Landvermesserei bewältigte er ja mit immer größerer Routine, aber darüber hinaus hatte er sich in eine Idee und Projekt verrannt, das ihm zusehends Kopfzerbrechen bereitete. Es ging um EDV, geographische Informationssysteme und Grundstücksdatenbanken: eine Materie also die K. besonders interessierte und wo er glaubte etwas beitragen, bewegen und verändern zu können.

Seit dem ersten Tage bei der ÖVU hatte er manchmal nur losen, teilweise aber auch sehr engen Kontakt mit der Projektgruppe „Skepsis“, die sehr engagiert aber doch auch relativ selbstherrlich und abgehoben in einer neuen Materie mit sehr innovativem Touch agierte. Man holte sich Informationen wo es ging, war aber äußerst penibel darauf bedacht, sich von niemanden und vor allem nicht von K., der offensichtlich auch etwas von dieser Materie verstand, in die Karten schauen zu lassen. Sogar die heilige EDV-Abteilung mitsamt Kollegen Groll war machtlos gegen die neuen Stars, denen zu Beginn die Herzen der gesamten Baudirektion zuflogen .

Auch K. erwartete sich von diesem Projekt einiges, wollte unbedingt mitmischen und auch mögliche Früchte ernten. Er glaubte seine Stellung verbessern zu können, indem er einen mehrwöchigen Lehrgang an der Uni belegte und er brachte es sogar gemeinsam mit seinem alten Weggefährten *Hubert* zum ersten „akademisch geprüften Geoinformationstechniker“ : für „Skepsis“ war das alles aber zuwenig. „K. das ist ja alles sehr interessant aber wir sind halt schon etwas weiter“ bekam er oft zu hören. Gemeinsam mit Hubert diskutierte er dann stundenlang, verstand die Welt nicht mehr und verfluchte die ÖVU zusammen mit der „Skepsis“-Gruppe.

Da niemand Verständnis für diesen Kurs hatte bzw. diesen genehmigen wollte, nahm sich K. mehrere Wochen Urlaub, beglich die nicht gerade billige Kursgebühr aus eigener Tasche, ging zu Vorlesungen und Übungen und absolvierte erfolgreich alle erforderlichen Prüfungen. Als die Personalabteilung von der Sache Wind bekam, wurde er sofort in die Generaldirektion beordert und nach allen Regeln der Kunst beschimpft und belehrt: „K. was haben sie sich dabei gedacht - wissen Sie nicht wozu ein Erholungsurlaub dient?“ oder „K. kennen Sie den Dienstweg nicht – wollen Sie ein Disziplinarverfahren?“.

Am Ende zeigte sich der Personalchef aber doch einsichtig und er versprach sogar einen Weg zu suchen um K. die Kurskosten zu ersetzen: „aber natürlich nur 3/4, denn Strafe muß sein und Sie müssen mir natürlich versprechen, dass so eine Undiszipliniertheit nicht mehr vorkommt“.

K. begann in dieser Zeit sogar lange Briefe an den Generaldirektor zu schreiben, weil er mit der Vorgangsweise bei „Skepsis“ nicht einverstanden war, die Projektziele gefährdet sah und einfach der Meinung war, daß man auf ihn als Fachmann zu wenig hörte. Wie schwer hatte er sich früher

bei seinen Liebesbriefen getan und wie leicht gingen diese Briefe von der Hand – leider muß man sagen.

Er bekam auch immer wieder Antworten wo man ihm für das große Engagement recht herzlich dankte und damit zu weiteren Ergüssen anspornte – irgendwie sah er sich fast schon in der Rolle eines Unternehmensberaters. Erst später erfuhr K. daß wochenlang fast die gesamte Bauabteilung damit beschäftigt war, Stellungnahmen zu den Vorwürfen und zum leidigen Thema „K.“ abzugeben. Er war damals sicherlich ohne sein Wissen die bestgehasste Person in der gesamten Abteilung und als verrückter Briefeschreiber weit über seinen unmittelbaren Wirkungsbereich hinaus bekannt.

Einmal bekam er sogar einen gutgemeinte Rat „K. solche Briefe kann man natürlich schreiben aber abschicken sollte man sie halt nicht“.

Und so bekam er erstmals wirklich das zu spüren was man heute als „Mobbing“ bezeichnet: man ließ ihn oft bewußt einen Schritt nach vorne machen, um ihn dann gleich wieder zwei Schritte zurückzustoßen – und man machte das ganz elegant und ohne großes Aufsehen.

Der immer nach vorne Strebende verlor zusehends die Freude an seiner Arbeit – es war ihm alles irgendwie egal geworden - aber doch nicht so egal, daß er sich nicht über jede Kleinigkeit so aufregen konnte, daß er sofort leichtes Herzrasen und Übelkeit bekam.

Diese negative Grundeinstellung erzeugte negative Gedanken, die ihn Tag und Nacht verfolgten. Er hatte das Gefühl mit 100 Prozent zu arbeiten aber praktisch überhaupt keinen Erfolg zu haben. Alles erschien ihm aussichtslos, niemand konnte ihn trösten weder beruflich noch privat: nicht Herb, nicht seine Kollegen und auch nicht Angelika oder seine Kinder - es ging unaufhörlich und immer rascher bergab, immer rascher hinein in den dunklen Tunnel.

Einmal machte er noch den Versuch auf andere Gedanken zu kommen und wollte mit seiner Angelika anlässlich seines 35. Geburtstages ein Theaterstück besuchen: bereits einmal hat der das „Phantom der Oper“ gesehen und schon damals hatte ihm das Stück sehr gut gefallen und diesmal sollte sogar seine Schulkollegin *Luzia* die Hauptrolle spielen.

Ja *Luzia* hatte es zu etwas gebracht: K. konnte sich noch gut erinnern alle er sie wie viele seiner Freunde in den Schulpausen anhimmelte und manchmal sogar schien es ihm als ob sie seinen Blick erwiderte – aber sie war schon damals unerreichbar für ihn. Und jetzt stand sie auf der Bühne und war der große Star des Ensembles – und wo war K.?

Wie immer fuhren K. und Angelika mit der U-Bahn zum Theater und wie immer hatte die U-Bahn etwas Erdrückendes. K. mochte keine Tunnels und immer wenn die U-Bahn in die Röhre einfuhr hatte er ein Gefühl des Unbehagens. Diesmal nahm er offenbar alles Negative besonders deutlich wahr, ja er sog es förmlich auf.

Im Zug sah er sich und seine Angelika von Betrunknen geradezu bedroht, obwohl sie eigentlich nur vor sich hinstarrten und offensichtlich bedauerten, daß die Bierdosen schon wieder leer waren. Auch in der Station sah er Drogensüchtige herumhängen und es schien ihm als ob er und Angelika durch ein Spalier von Drogensüchtigen und Betrunknen taumelten immer auch noch bedroht durch die achtlos weggeworfenen teilweise noch blutigen Spritzen. Die Nacht war diesmal auch besonders dunkel, die Straße zum Theater diesmal besonders schlecht beleuchtet – Angst stieg hoch und K. hatte es eilig zum Theater zu gelangen.

Dort angekommen bemerkte er zwar auch seine Schweißausbrüche und dieses unerklärliche Herzrasen aber er deutete es noch als Reaktion auf das hastige Gehen und mit 35 Jahren – oh Gott schon 35 – war man ja auch nimmer der Jüngste.

Als sie dann die Garderobe abgelegt und ihre Plätze eingenommen hatten, verstärkte sich dieses Gefühl noch und K. achtete kaum noch auf Luzia, die heute unendlich bezaubernd und ganz anders als vor 18 Jahren aussah und mit ihrer Stimme bald das Publikum im Griff hatte.

Er nahm nur noch den riesigen Kronleuchter wahr, der im ersten Akt von der Decke abgeseilt wurde, bevor dieses unbestimmte Angstgefühl den ganzen Körper ergriff. Er kämpfte verbissen dagegen an, wollte sich ja keine Blöße geben aber er war absolut machtlos gegen diese schlimme Angst die sich hin zur Panik steigerte. Die eher düstere und gespenstischen Atmosphäre des Stücks verstärkte diese Gefühle.

K. bekam nun Todesangst: er spürte und vermutete daß er nun seinen Einsatz übertrieben hatte, einen Einsatz der ohnehin nie gewürdigt wurde und der dazu geführt hatte, daß er seine Familie vernachlässigt hatte und nun war unter Umständen alles aus und vorbei. Das Herzrasen wurde nun unbändig und er meinte ersticken zu müssen - nun konnte er es auch vor Angelika nicht mehr verbergen. Sie versuchte ihn noch zu beruhigen, doch alle Versuche halfen nichts: er mußte gemeinsam mit ihr den Zuschauerraum verlassen.

Die Dame an der Abendkasse wollte sogar einen Arzt herbeirufen als sie dieses blasse Häufchen Elend dem es offensichtlich nicht besonders gut ging sah. K. schleppte sich mit letzter Kraft zum eilig herbeigerufenen Taxi und hatte nur einen Wunsch: sofort nach Hause zurück, zurück an den vertrauten Ort, ausruhen, schlafen und auf eine Besserung hoffen.

Doch viel besserte sich sein Zustand auch am nächsten Tag nicht und daher suchte er sofort seinen Hausarzt auf. Dieser schickte ihn sofort in diverse Labors, zum Internisten und anderen Spezialisten, um abzuklären ob eine organische Ursache vorlag. Irgendwie hatte K. sogar gehofft, daß ein organisches Leiden Grund für seinen Anfälle im Theater war, doch der Internist konnte nichts finden und dies bereitete ihm eher noch zusätzliche Sorgen. Was war es dann? Drohte er denn verrückt zu werden? War er gar geisteskrank?

Der Huarzt riet ihm auf jeden Fall einige Tage zu entspannen, doch egal was er auch machte:

immer wieder überfielen ihn diese Panikattacken. Ohne ersichtlichen Grund meist in der Ruhephase bekam er plötzlich Angst, Panik und ein Gefühl der Aussichtslosigkeit. Er meinte manchmal gar nicht er selbst zu sein, neben sich zu stehen, alles war unwirklich und dies bereitete ihm wieder Angst und die Spirale drehte sich weiter.

Zu diesem Zeitpunkt erkannte K. noch nicht alle Zusammenhänge, er dachte doch an organische Ursachen die sich wieder langsam bessern würden, er arbeitete auch viel weniger (mehr war auch gar nicht möglich) und das tat ihm gut. Er begann wieder langsam, ganz langsam in sein altes Leben zurückzufinden, die Angstattacken kamen in immer längeren Intervallen und verschwanden bald völlig und auch die damit verbundene Beschwerden und nach mehreren Wochen war er fast wieder der alte.

Doch K. hatte diesmal noch nicht wirklich etwas daraus gelernt. Er konzentrierte sich bald wieder ohne Rücksicht auf Verluste voll auf seine Arbeit und war unermüdlich in seinen Bestrebungen gegen die Windmühlen weiter anzukämpfen.

19.

Urlaub im Waldviertel

Die erste Zeit nach den Anfällen hatte K. natürlich noch Schwierigkeiten seinen Beruf mit vollem Einsatz auszuüben. Er ließ es sich zwar nicht anmerken, aber plötzlich überkamen ihn auch mitten in der Arbeit diese seltsamen Angstanfälle – mitten in einer Besprechung zum Beispiel oder auch im Außendienst. Trotz seines Gewichtes hatte er sonst keine Schwierigkeiten über die steilsten Böschungen zu klettern, die oft weit entfernten Festpunkte aufzusuchen und die Messungen rasch voranzutreiben, aber jetzt hatte er manchmal wirklich Probleme bei körperlichen Anstrengungen.

Zusätzlich hatte er gerade jetzt ein sehr heikles Problem mit dem „Narrischen in der Gruam“ zu lösen. Dieser Anrainer machte erhebliche Probleme bei einer Grundeinlösung und war fuchsteufelswild als ihn K. die eigentlichen und laut Kataster ersichtlichen Grenzen seiner Grundstücke zeigte und sich herausstellte, dass die Hälfte seines Grundstückes gar nicht ihm sondern teilweise der ÖVU bzw. seinen Nachbarn gehörte.

So brutal in die Realität zurückgeholt ist es natürlich auch nur zu verständlich, daß er K. vom ersten Tag an mit wüsten Beschimpfungen eindeckte und selbst wenn man aufgrund von K.'s Berechnungen die tief vergrabenen Grenzsteine fand, fragte er immer wieder, ob K. wohl sein Diplom in der Baumschule bekommen hätte. Er schimpfte auf die ÖVU, auf die Behörden die ihn schon vor 10 Jahren betrogen hätten, auf die bösen Nachbarn, die ganze Gemeinde und den überheblichen Bürgermeister speziell.

Etwas außerhalb der Gemeinde lebte er hier fernab jeder Zivilisation wie ein Eremit mit seinen 2 scharfen Hunden und seiner Lebensgefährtin, die ziemlich emotionslos die ganzen Ereignisse verfolgte. Man überlegte schon den Weg weit herum um den Narrischen zu bauen und hätte lieber erhebliche Mehrkosten in Kauf genommen, um nur nicht anzustreifen an ihm. Doch K. wollte gerade jetzt nicht aufgeben, wo ihm dieser Mensch in seiner schwierigen Phase bereits soviel Kraft und Nerven gekostet hatte; unermüdlich verhandelte er weiter bis er doch herausgefunden hatte, worum es diesen Spinner ging und er lies sich auch durch starke Worte wie „jetzt hole ich mein Gewehr und erschieß euch alle“ oder „jetzt hetze ich meine Hunde auf euch“ nicht abschrecken. Nach Wochen war dann doch eine Lösung gefunden mit der alle Beteiligten leben konnten – der Spinner lies sein Gewehr im Schrank und seine Hunde an der Kette, er bekam zahlreiche Grundflächen dazu und der Weg rückte auch nun etwas von seiner verfallenen Hütte ab.

Dies waren eigentlich die ersten unliebsamen Erlebnisse in seinem geliebten Waldviertel wo er sonst nur Positives erlebt hatte und er sich immer wieder Kraft und Energie für Beruf und Familie geholt hatte.

K. war nach diesen Verhandlungen so fertig und geschafft, daß er seinen Urlaub sogar früher als sonst antrat: er wollte ihn diesmal unbedingt im Inland verbringen und gerne auf den Streß einer Flugreise verzichten und außerdem hatte er seit seinen Angstanfällen auch unbewußt Flugangst: allein die Vorstellung in einem engen Flugzeug zu sitzen, hoch oben in der Luft, wo es kein

Zurück und kein Entrinnen mehr gab, wo er nur mehr seinem Schicksal überlassen war und nichts mehr selbst steuern konnte, trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn. Zufällig hatte er anlässlich eines Verkaufs von ÖVU-Objekten im Waldviertel auch die idyllische Grenzstadt Litschau kennengelernt und sich sofort in das liebeliche Feriendorf am Ufer des Herrenalles – eigentlich Herrenalles, denn im Waldviertel gibt es zwar tausende Teiche aber keine Seen – unsterblich verliebt. Das wäre doch auch etwas für die Familie dachte er und er konnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen, daß er hier in den nächsten Jahren noch mehr Geld ausgeben würde als wahrscheinlich sogar die gerade verkauften ÖVU-Objekte wert waren.

Es soll hier nicht beschrieben werden wie umständlich und beschwerlich es ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln ins Waldviertel und speziell in diese Gegend zu kommen aber irgendwie war Litschau doch erreichbar im Unterschied zu anderen Dörfern hier und irgendwie hatten sie es dann doch geschafft bis zum Feriendorf und erschöpft bezogen sie eines der sauberen Apartments, die in die sanfte Hügellandschaft des Waldviertel hineingebaut waren mitten unter mächtigen Granitblöcken und uralten Bäumen.

Erstmals seit langer Zeit konnte K. mal wieder richtig abschalten und spürte förmlich wie ihm die Waldviertler Luft neue Kraft und Energie gab. Es gab nichts schöneres als die Abendsonne zu betrachten, die sich über den Herrenalles ausbreitete bevor sie ganz langsam hinter den Wipfeln der meterhohen Bäume verschwand - an nichts denken, an absolut nichts, frei mit der Seele baumeln, den leichten Abendwind genießen und förmlich spüren wie es wieder bergauf ging: keine ÖVU im Hinterkopf, keine Projektgruppe „Skepsis“ und eigentlich überhaupt nichts im Kopf. Einfach nur seinen Kindern zuschauen wie sie am Spielplatz herumtollten, zwischen den Steinen spielten und nicht unermüdlich wurden an irgendeinem Gerät am Spielplatz hinaufzuklettern und wieder herunterzufallen.

Auch den Kindern gefiel es offensichtlich gut hier und Matthias und Caroline konnten sich hier fernab der Großstadt richtig austoben und merkten erstmals, daß sie nicht nur eine Mutter sondern auch einen Vater hatten. Diese Erkenntnisse waren manchmal sogar etwas schmerzhaft, denn K. versuchte erstmals aktiv in die Erziehung einzugreifen was die Kinder doch etwas befremdete und manchmal sogar Mißtrauen hervorrief. Bald sah auch K. ein, daß Angelika doch besser mit den Kindern umgehen konnte und versuchte ihr nicht weiter ins Handwerk zu pfuschen, den Kindern und ihr gute Ratschläge zu geben sondern überließ alles seinem freien Lauf , lehnte sich in seinen Liegestuhl zurück und versank wieder in seine Bücher über Kraft des positiven Denkens, den Sinn des Lebens und die Macht des Unterbewußtseins.

Es soll aber hier nicht so erscheinen, daß K. nur auf der faulen Haut gelegen wäre: nein er war ganz besonders angetan von den ausgedehnten Wanderungen in dieser herrlichen Landschaft am nördlichsten Zipfel des Landes. Regelmäßig trafen sich zur Mittagszeit jeden Donnerstag und Sonntag eine Gruppe von Einheimischen und Feriengästen, die dann mit dem ehrenamtlichen Wanderführer Leopold auf einsamen Pfaden vorbei an entlegenen Teichen und kleinen Kapellen die umliegenden Wälder durchstreiften. Leopold war besonders stolz darauf auf Wegen zu wandern, die selbst den Einheimischen fremd waren und er genoß es förmlich, daß ihm alle ausgeliefert waren und sich ohne ihm im Wald und Dickicht völlig verirrt hätten.

Nur K. versuchte die abenteuerlichen Routen auf seiner Wanderkarte nachzuvollziehen, kontrollierte den Sonnenstand, schätzte Entfernungen ab und glaubte immer genau zu wissen wo die Gruppe war. Leopold lachte meist nur über den „Herrn Ingenieur mit seiner Karte“ und fragte dann meist im größten Dickicht, auf Wegen die gar nicht eingetragen sein konnten nach, ob man noch auf dem richtigen Weg sei. K. war natürlich auch nicht auf den Mund gefallen und fragte dann bei jedem abgebrochenen Ast nach, ob das etwa die Markierung für den Wanderweg war. Erst viel später erzählte ihm Leopold, daß dies wirklich Markierungen waren, da er sich bei den ersten Wanderungen auch gar nicht so sicher war, ob er die Gruppe auch durch das Dickicht bringen würde.

Dies Wanderungen waren immer sehr kurzweilig, da Leopold allerhand Wissenswertes über Land und Leute erzählte, sämtliche Anekdoten von den Schwedenbelagerungen bis zum letzten Räuber der am Galgen seine gerechte Strafe fand wußte und dem über alles eine kleine Geschichte einfiel. K. erkannte natürlich bald, daß da gar nichts stimmen konnte aber das war eigentlich auch egal: die Abwechslung war gegeben, die Kindern die schon müde waren wurden neu motiviert und die Wandergruppe kam rasch voran. Höhepunkt und Ende jeder Wanderung war die Einkehr in einem urigen Landgasthaus mit echten Waldviertler Speisen und lustigen Wirtsleuten.

An manchen Tagen kam sogar der Dampfzug in die Stadt und dies war immer ein besonderes Erlebnis für K. Die Bahnstrecke war ja schon längst aufgelassen aber ein rühriger Verein kümmerte sich darum, daß zumindest ein paar Mal pro Jahr die Bahnstrecke wieder zum Leben erweckt wurde. K. reiste daher schon frühmorgens immer nach Gmünd, um von dort aus die Rückreise mit dem Dampfproß anzutreten. K. war ja kein besonderer Eisenbahnfan und auch kein spezieller Fan von alten Dampflokomotiven, aber er liebte es mit einer Dampflokomotive gemütlich durch die Waldviertler Landschaft zu schnaufen.

Die Gleise waren teilweise schon verwachsen, die Bäume berührten schon fast die kleinen Waggons und K. stand meist auf der Plattform des letzten Waggons und genoß die Fahrt auf seine Weise: es war ihm egal ob die Sonne schien oder ob es regnete: er stand immer auf der Plattform und betrachtete die vorbeiziehende Landschaft, die herunterfallenden Rußteilchen die ihn bis zur Unkenntlichkeit schwärzten und die vielen Mücken die den Zug begleiteten und ihn regelmäßig das Blut aus seinen Adern saugten: aber er bemerkte sie nicht einmal so war er gefangen und beeindruckt von dieser Landschaft.

In manchen Stationen wurden Erfrischungen oder Sachen von Bauernmärkten angeboten oder man konnte die Lokomotive beim Wassernehmen beobachten – man hatte es ja nicht sonderlich eilig und so war sogar noch ein Besuch in einer Glasschleiferei möglich.

Im Feriendorf selbst wurde ein reichhaltiges Animationsprogramm geboten mit Fußball, Tennis, Bogenschießen und anderen Sportarten und Spielen für die ganze Familie. Sogar eine richtige Theatervorstellung im Strandbad gab es, wo eine Gruppe engagierter Nachwuchsschauspieler immer etwas Heiteres zum Besten gab. Litschau war nicht grade ein Sprungbrett für diese Künstler aber zumindest bedeutete es auch für sie eine willkommene Abwechslung zu den Spielorten vor den Toren der Großstadt. Manche glaubte K. sogar Jahre später in einem Kabarett oder einer Fernsehaufführung wieder zu erkennen.

Obwohl das Waldviertel für sein rauhes Klima bekannt ist war es manchen Tagen so heiß, daß auch der Herensee oder das Freibecken keine Abkühlung mehr bot. An anderen Tagen konnte es aber wieder vorkommen, daß eine Winterjacke gerade recht gewesen wäre. So war in jedem Fall immer für Abwechslung gesorgt und K. war erstaunt daß die 2 Wochen schon wieder vorüber waren und sie die beschwerliche Rückreise in die Großstadt antreten mußten.

*Waldviertel oh du liebliches Land
Stehst mit dem Rücken zur tschechischen Wand
Wirkst manchmal rauh und hart,
bist in Wirklichkeit aber herzlich und zart.
Viele Stunden bin ich durch deine Wälder gegangen
Und hab mich an deinen Büschen und Sträuchern verfangen.
Habe die Stille und Einsamkeit genossen
Und war hier doch nie traurig oder verdrossen.
Du hast mir sehr viel Kraft gegeben
Und mich wieder erweckt zu neuem Leben.
Du bedeutest für mich Zufriedenheit und Glück
Ich kehre gern immer wieder zu dir zurück.*

20.

Die Versuchung

Seit kurzer Zeit arbeitete K. auch häufig mit einer gewissen *Anna* zusammen. Er konnte nicht genau sagen was ihm an ihr so gefiel: sie war auf den ersten Blick sicher nicht gerade häßlich, hatte aber auch keines jener Merkmale die normale Männerherzen sofort unwillkürlich höherschlagen lassen wenn sich zufällig die Wege mit einer solchen Dame kreuzen: keine langen Beine, keinen üppigen Busen, kein auffallend hübsches Gesicht aber in Summe war sie eine recht manierliche Person. Zusätzlich hatte sie eine Art die K. offensichtlich sehr faszinierte und sie hatte etwas was man einfach hat oder auch nicht: Ausstrahlung – zumindest für K. hatte sie das mehr als ausreichend.

Jahrelang hatte er keiner anderen Frau nachgeschaut oder nur an eine andere Frau gedacht als an Angelika. Aber diese Frau, die zwar immer sehr nett aber völlig unverbindlich war und ihm auch nie Anlaß zur Vermutung gegeben hatte, daß da mehr als rein berufliches Interesse vorhanden sein könnte, beschäftigte K. doch seit geraumer Zeit mehr als einem verheirateten Mann wahrscheinlich zustand. Aber immer wenn diese Gedanken aufkamen verdrängte sie K. gekonnt, konzentrierte sich wieder voll auf seine Arbeit und war immer und in jeder Situation Herr der Lage. Anna offensichtlich auch. Beide waren verheiratet, hatten Kinder und wußten sicher was am Spiel stand wenn sich ihre Blicke doch wieder mal länger auf so sonderbare Weise trafen, daß zumindest K. etwas irritiert war.

Unter normalen Umständen hätte sich sicher auch in 100 Jahren nichts entwickeln können bei diesen vernünftigen, fleißigen und voll auf den Beruf konzentrierten Leuten – gefährlich sind nur die besonderen Ausnahmesituationen. Eine solche Situation könnte z.B. die Teilnahme an einem gemeinsamen Seminar noch dazu weit weg vom normalen Dienort mit Übernachtungsmöglichkeit sein. Bei dem reichhaltigen Angebot an Seminaren bei der ÖVU kann man sich natürlich vorstellen wie wahrscheinlich ein Zusammentreffen von 2 bestimmten Personen von 2 verschiedenen Dienststellen mit völlig unterschiedlichen Ausbildungsmodellen ist: die Wahrscheinlichkeit ist praktisch null und damit auch die Wahrscheinlichkeit einer solchen Ausnahmesituation.

Aber manchmal führt doch auch der Zufall Regie und K. und Anna wurden tatsächlich zu einem gemeinsamen Seminar einberufen: noch dazu nicht zu einem der üblichen Kurse in der Stadt oder in deren Nahbereich mit einer jederzeitigen Heimfahrmöglichkeit sondern 3 Tage zu einem sehr noblen Seminarhotel am Ufer eines sehr noblen Sees. K. war natürlich hocherfreut als er Anna am ersten Tag sah, und als man in der ersten Pause zwanglos plauderte stellte sich heraus, daß Anna direkt neben K.'s Zimmer untergebracht war. Wie zufällig trafen sich ihre Blicke nicht für die üblichen Zehntelsekunden sonder gut für mehrere Sekunden – das relativ harte Seminarprogramm rief sie aber wieder sofort in die Realität zurück.

An diesem Tag war K. ganz besonders gut aufgelegt und er lockerte den Frontalunterricht durch seine Scherze mehr als sonst auf – K. hatte nämlich die Angewohnheit immer wieder mit spitzen

Bemerkungen die Vortragenden in Verlegenheit zu bringen und damit die Aufmerksamkeit nicht nur auf sich sondern doch auf das Seminarprogramm zu lenken. Wenn er es nicht gerade übertrieb war das gar nicht gegen die Interessen der Vortragenden. Diesmal wollte er aber vielleicht sogar im Besonderen auch Annas Aufmerksamkeit gewinnen. Anna wirkte diesmal noch cooler als sonst und niemand – auch nicht die Betroffenen selbst – hätten erahnen können, daß sich an diesem Abend noch Besonderes abspielen würde zwischen den beiden.

Am Abend setzte man sich noch mit den anderen Seminarteilnehmern zusammen, erzählte die wenigen Highlights aus dem Berufsleben, gab sich dem allgemeinen Leidensdruck hin, fand gemeinsame Berührungspunkte und genoß den vorzüglichen Rotwein – und all das in der sehr entspannten Atmosphäre des noblen Seminarhotels. Zu vorgerückter Stunde verließ K. aber doch kurz die schon recht lustige Runde und trat vor das Hotel, um etwas frische Luft zu tanken: als Nichtraucher machte ihm nach mehreren Stunden der Rauch schon sehr zu schaffen, was sich an seiner heiseren Stimme und den stark geröteten Augen zeigte.

Er betrachtete zufrieden den See in dem sich die Laternen der Seepromenade und der benachbarten Lokale spiegelten und er betrachtete die Sterne und schloß für Sekunden seine Augen. Plötzlich berührte ihn jemand leicht an seiner Schulter. Anna war offensichtlich aus denselben Beweggründen vor das Haus getreten und hatte zu diesem Zeitpunkt auch sicher nicht gewußt, daß auch K. hier stand. Nun waren halt beide zufällig gerade da, Vollmond war auch und K. tat etwas was er sonst eigentlich nie tat: er ergriff die Initiative und fragte völlig ohne Hintergedanken „Anna – gehen wir noch etwas spazieren?“. Anna willigte ein und so beschloß man noch ganz kurz die Seepromenade entlangzugehen und etwas frische Luft zu tanken bevor man sich auf den nächsten harten Tag vorbereitete.

Man muß sich natürlich nicht wundern, daß bei einem Spaziergang von 2 Menschen die sich sicher schon lange irgendwie mögen in dieser besonderen Situation an diesem besonderen Ort in einer besonderen Atmosphäre auch besondere Gedanken und Gefühle aufkommen können. Anfangs plauderten sie noch ganz ungezwungen wie sonst im Büro halt, bald bemerkten sie aber das es diesmal etwas anders war als sonst – unerklärbare Nervosität und Aufregtheit befiel sie: je weiter sie sich vom Hotel entfernten umso stiller und nervöser wurden sie. Dann schwiegen sie nur noch und in einer kleinen Bucht des Sees, die nur spärlich beleuchtet war, blieben sie stehen.

K. bekam wieder dieses Herzrasen aber nicht jenes das ihn während seiner Angstattden quälte – obwohl mit Angst hatte es schon etwas zu tun: Angst seine Beziehung zu gefährden, Angst seine Angelika zu verletzen oder seine Kinder. Aber K. war auch irgendwie ein Mann und es war nun an der Zeit zu handeln und er blicke Anna tief in ihre Augen und fragte einfach „Anna eigentlich finde ich dich sehr sympathisch und manchmal wünsche ich mir es wäre sogar mehr zwischen uns“. Diese Frage wäre wahrscheinlich noch ohne Folgen geblieben, hätte ihn Anna sanft oder besser noch streng und bestimmt zurückgewiesen. K. hoffte sogar insgeheim sie würde das tun, obwohl er die Antwort bereits aus ihren Augen ablesen konnte. Anna antwortete relativ rasch mit „ich auch“. Wieder schauten sie sich tief in die Augen, vorsichtig berührten sich ihre Lippen und K. drückte sie ganz fest an sich. So standen sie für einige Minuten eng

umschlungen und sprachen kein Wort: er legte auch am Weg zum Hotel den Arm um sie und in Gedanken versunken marschierten sie zurück.

K. schlug noch vor irgendein Lokal zu besuchen, obwohl beide zu diesem Zeitpunkt keinen Bissen runtergebracht hätten und der Durst den sie verspürten wäre auch durch kein Getränk zu löschen gewesen. Sie gingen trotzdem nicht direkt auf schnellstem Weg zum Hotel zurück um noch Zeit für die Entscheidung zu haben die spätestens im Hotel fallen mußte. Es war ein eigenartiges Gefühl denn seit Jahren hatte K. keine andere Frau mehr in den Armen gehalten als Angelika – er befand sich in einem schlimmen Wechselbad der Gefühle: einerseits hatte er doch starkes Verlangen nach Anna, andererseits meldete sich auch vehement sein schlechtes Gewissen seiner Familie gegenüber. Anna hatte wahrscheinlich ähnliche Probleme obwohl sie doch meinte die Familie sei die eine Sache und dies hier sein eine andere Sache und irgendwie hatte sie dabei wahrscheinlich nicht ganz Unrecht.

Nun waren sie beim Hotel angelangt und jede weitere Verzögerung wäre sinnlos und lächerlich gewesen. Nachdenklich und darauf bedacht nur keinen anderen Seminarteilnehmer zu treffen begaben sie sich in den ersten Stock und standen ratlos vor ihren Türen. K. war plötzlich wieder wildentschlossen dieser Versuchung zu widerstehen, versuchte sich von Anna so schnell als möglich zu verabschieden und hatte damit natürlich nicht wirklich Glück. So schnell konnte er sich nicht aus der Affäre ziehen, denn Anna fragte ihn nur mit funkelnden Augen „Kommst du jetzt noch mit auf ein Glas Rotwein“. K. bekam nun völlig weiche Knie, zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub, fand daher nur schwer ins Schlüsselloch und antwortete mit „ich glaub es ist besser ich lasse es sein“ bevor er fast in sein Zimmer stolperte.

Natürlich hörte er noch Annas letzten Satz „Ich wünsche dir eine gute Nacht, du kannst es dir ja noch überlegen“. Er war jetzt schweißgebadet und kämpfte mit letzter Kraft gegen diese übermächtigen Gefühle an und war nervlich beinahe am Ende. Treu zu sein ist ja keine Kunst wenn man nicht in einer Situation ist wo man dies auch beweisen kann beruhigte sich K. dann zwischendurch. Erst die eiskalte Dusche ließ K. wieder etwas zu Besinnung kommen und so gewann er noch ganz knapp den Kampf, der schon fast aussichtslos und verloren schien. Eine starke Beruhigungstablette ließ ihn sogar die ganze Nacht durchschlafen und vertrieb die quälenden Gedanken, ob es nicht doch besser gewesen wäre an die Nachbartür zu klopfen.

Als er am nächsten Tag dann Anna traf war natürlich nichts mehr so wie vorher: sie hatten ihre Gefühle gezeigt, man kannte die geheimen Wünsche des anderen und es war daher nicht mehr leicht ein ungezwungenes Gespräch zu führen. Sie gingen sich in den weiteren Tagen des Seminars und dann auch noch später aus dem Wege so gut es nur ging. Erst im Laufe der nächsten Monate konnten sie wieder dieses gute und freundschaftliche Verhältnis aufbauen – aber ganz so wie früher wurde es nicht mehr.

21.

Die Generaldirektion

Just in jener Zeit als er Anna langsam zu vergessen begann, die Angstatracken praktisch völlig verschwunden waren und K. sich auf weitere ruhige Jahre bei Herb und seinen Mannen einstellte, kam der Ruf in die hohe Generaldirektion. In der vorgesetzten Dienststelle wurde ein Vermesser gesucht oder zumindest so etwas ähnliches: ein Kollege hatte bereits nach wenigen Wochen entnervt das Handtuch geworfen und so kam der Interimsvertreter *Rumgold* (der Abteilungsvorstand war gerade in Pension gegangen) auf die absurde Idee diesen verrückten K. einmal auszuprobieren und ihm eine faire Chance zu geben.

K. hatte nie ein besonders gutes Verhältnis zu seiner vorgesetzten Dienststelle und hielt die meisten Kollegen dort für überhebliche Snobs, die in der Regel mit in der Hierarchie weiter unten stehenden Kollegen aus den Regionen gar nichts zu tun haben wollten. Er war daher nicht besonders angetan von Rumgolds Angebot obwohl er gerade Rumgold den er schon von früher kannte als einzigen der Abteilung irgendwie schätzte und verehrte – auch umgekehrt war offensichtlich eine gewisse Sympathie da. Rumgold war ebenfalls gelernter Landvermesser und er betrachtete meist von der Ferne mit großem Interesse K.'s unermüdliche Versuche gegen irgendeine Wand zu laufen, er bewunderte ihn auf eine gewisse Weise sogar aber sah sich deshalb nicht unbedingt verpflichtet, ihn in irgendeiner Weise zu unterstützen bzw. davon abzuhalten.

Diesmal sah aber der exzellente Taktiker – auch als „die graue Eminenz im Hintergrund“ bezeichnet - erstmals für K. eine Gelegenheit, seine offensichtlich hervorragenden Sach- und Fachkenntnisse besser einzusetzen und zu beweisen, daß er zu Unrecht einen so schlechten Ruf in der Zentrale hatte: er gab ihm eine faire Chance aber allein an K. lag es ob und wie er sie nutzte. K. hätte aber trotzdem das Angebot nie und nimmer angenommen, hätte er sich zu diesem Zeitpunkt nicht ohnehin bei seiner Dienststelle um eine neue Tätigkeit umsehen müssen. Die bevorstehende Umwandlung der ÖVU in eine Aktiengesellschaft und Ausgliederung als Bundesdienststelle machte es dann vom Gesetz her unmöglich wie bisher im eigenen Wirkungsbereich Teilungspläne zu verfassen und Verhandlungen mit Anrainern durchzuführen. Und ohne diese Verhandlungen, den Kontakt zu den Anrainern, diese tägliche Herausforderung hätte es K. ohnehin keinen Spaß mehr gemacht.

K. diskutierte ausführlich mit Herb und dieser konnte sich ganz gut mit dem Gedanken anfreunden, daß ihn sein Sorgenkind nach 4 Jahren nun endlich verließ: eine große Last würde damit von seinen Schultern fallen wenn dieser K. mit seinen manchmal recht sonderlichen Ansichten über Leistungsprinzip, Wirtschaftlichkeit und ähnlichen Unsinn seine Gruppe verließ. Er redete ihm sogar noch gut zu , daß er in der Generaldirektion auf lange Sicht sicher bessere Chancen habe und bei ihm ohnehin immer nur der dritte Mann wäre: bis jetzt galt zumindest bei der ÖVU immer folgende Regel: sollte jemand auch nur 5 Minuten vor einem anderen zur ÖVU gekommen sein, so gab es für den später dazugekommenen nie mehr die Möglichkeit den ersten

zu überholen – es war somit alles geregelt und unabhängig von jeder Leistung war das halt so (und das hatte K. auch immer gewußt).

Er besprach seinen Gewissenskonflikt auch mit Angelika und seinem Schwiegervater: gerade sein Schwiegervater, der Herr Ministerialrat, beschwor ihn förmlich dieses Angebot doch anzunehmen denn er kannte sich gut aus mit den öffentlichen Dienststellen, Ministerien etc. und wußte, daß man ein Angebot einer höheren Stelle nie ausschlagen durfte. Dieses Gespräch war ausschlaggebend, daß sich nun auch K. erstmals mit dem Gedanken anfreunden konnte Herb und seine Gruppe zu verlassen – am Tag darauf sagte er Rumgold kurzerhand zu.

Wie ein Verrückter arbeitete er nun die nächsten Wochen, denn er wollte keine schlechte Nachrede haben und sich nachsagen lassen irgend etwas liegengelassen oder nicht erledigt zu haben. Nur eine Woche vor dem beabsichtigten Wechsel rief Rumgold ganz kleinlaut an und teilte K. mit, daß es mit dem beabsichtigten Wechsel doch nicht klappen würde: irgendwie war man offensichtlich draufgekommen, daß K. der schon mehrmals bei Dienstpostenverleihungen übergangen worden war, rangmäßig vor einigen anderen Kollegen seiner neuen Dienststelle lag. Da gab es natürlich großes Gezeter und massive Beschwerden gegen den neuen Kollegen: ein Sturm der Entrüstung brach los und viele sahen dadurch Nachteile in ihrer eigenen Karriere. Die Gewerkschaft war rasch mobilisiert und die Sache schien damit eigentlich schon wieder weg vom Tisch.

K. wollte nun aber nicht kampflos das Feld räumen: er hatte sich nicht angeboten sondern man hatte ihn geholt, er hatte sich die Sache reiflich überlegt, er hatte sich nun für die Generaldirektion entschieden und so leicht war er daher nicht mehr zurückzuschicken so nach dem Motte „K. es tut uns leid, war leider ein kleines Versehen“. Er erinnerte sich nun wieder daran, daß sein Schwiegervater ein Schulfreund des Personaldirektors war: wie oft hatte der kluge Ministerialrat ihn nicht darauf hingewiesen, daß man bei einem Unternehmen wie der ÖVU ohne Parteibuch oder/und Beziehungen gar nichts war oder werden konnte. K. hatte darüber immer nur gelacht und gemeint, daß auch bei den ÖVU noch die Zeit kommen würde wo sich Leistung bezahlt macht. Verständnislos schüttelte er dann immer den Kopf und ärgerte sich insgeheim über seinen sturen, unbelehrbaren Schwiegersohn.

Aber nun kam K. erstmals zu Kreuze gekrochen, schilderte ausführlich seine Situation und fragte vorsichtig an, ob man nicht doch noch etwas machen könne in dieser Sache. Es wird an dieser Stelle aber ausdrücklich festgehalten, daß K. seine gar nicht so schlechten Beziehungen nicht dazu nützte, um sich einen Vorteil zu verschaffen sondern eine offensichtliche Ungerechtigkeit aus der Welt zu schaffen. Was K. auf normalen Weg in 100 Jahren nicht erreicht hätte, erledigte ein einziges Telefonat des Ministerialrats mit dem Personaldirektor. Auch dieser war etwas erstaunt über die angeblich unübliche Vorgangsweise, ließ kurz nachfragen und ein paar Stunden später war die Sache erledigt: K. hatte in 5 Tagen nun unwiderruflich seinen Dienst in der Generaldirektion anzutreten.

Rumgold setzte K. natürlich davon in Kenntnis, welche Aufruhr er durch seine Vorgangsweise in der Bauabteilung verursacht hatte und deutete an was ihn da in nächster Zeit erwarten würde:

die Messer waren gewetzt und die Ausgangslage für alle Beteiligten gleich von Anfang an klar. Den herzlichen Empfang beim Dienstantritt an der neuen Dienststelle kann man sich natürlich vorstellen: K. spürte förmlich das Mißtrauen und den Haß gegenüber jenen Mann, den man zwar persönlich gar nicht kannte der aber seit Jahren den Ruf des Spinners und Querulanten der ehrwürdigen Bauabteilung hatte.

Die eisige Kälte die er bereits am ersten Tag im Sekretariat bei der Erledigung der wichtigsten Formalitäten spürte, ließ K. schon ahnen was er hier in den nächsten Tagen und Monaten zu erwarten hatte. Der einzige Ansprechpartner in den ersten Tagen war neben Rumgold der alte Direktionsrat *Heidenreich*, den er in der ersten Zeit bis man halt irgendeine andere Beschäftigung gefunden hatte unterstützen sollte. K. hatte immer damit spekuliert, daß Rumgold der neue Chef werden würde und war daher relativ optimistisch, daß sich dann auch die Wogen wieder glätten würden. Umso erstaunter war er dann über das Gerücht, daß der fast gleichaltrige Kollege *Dörflinger* den Laden übernehmen solle.

K. zeigte sich darüber sogar im Sekretariat erstaunt und meinte nur, daß doch so ein junger Spund nicht diese wichtige Abteilung leiten könne. Er kannte zu diesem Zeitpunkt Dörflinger gar nicht und hatte das sicher auch nicht böse gemeint: die Botschaft wurde natürlich aber sofort weitergegeben und sicher noch in leicht abgeänderter, verschärfter Version. Dörflinger der als Kulturtechniker ohnehin von der „Vermessungsmafia“ schon genug hatte, kamen diese Äußerungen gerade recht und er beschloß es diesen K. schon zu zeigen wenn er die Abteilung übernehmen würde. Ohne es zu wollen war damit rasch eine Rivalität aufgebaut, die sich durch die eifrigen Einflüsterer auf beiden Seiten nur noch verstärkte. Dörflinger war nicht nur gleich alt, er brachte wie K. auch nahezu 100 kg auf die Waage und war manchmal von ähnlicher Sturheit und Verbissenheit. Im Unterschied zu K. war er aber auch ein ausgezeichneter Taktiker und Stratege der genau wußte was er wollte und wann und bei wem er sich zurücknehmen mußte und der sich auch mit der mächtigen Gewerkschaft arrangierte: diesen Mann hatte K. nun vom ersten Tag an zum Gegner und dieser Mann wurde wirklich ein paar Wochen später Chef und Vorgesetzter.

Da er keine richtige Aufgabe hatte arbeitete K. dort und da mit: er unterstützte Heidenreich bei den Vermessungsvergaben an die Ziviltechniker, er half bei EDV-Problemen und nahm sogar wieder Kontakt mit der Projektgruppe „Skepsis“ auf – die gab es natürlich noch immer und die arbeitete immer noch unverdrossen aber völlig ohne Erfolg weiter – eigentlich ein ähnliches Schicksal wie K. aber sie verkaufte sich zumindest besser. Es kam ihm gar nicht ungelegen, daß die Gruppe offensichtlich wieder irgendein K.'s Dienste benötigte, denn je mehr er mit dieser Gruppe in Kontakt war umso weniger bestand die Gefahr mit Dörflinger in Streit zu geraten: K. hatte nun immerhin die Möglichkeit von zweien das kleinere Übel zu wählen.

K. hatte nach außen hin vielleicht eine rauhe Schale aber sonst doch einen weichen Kern, war sensibel und stand bei weitem nicht über den Dingen: es war ihm sicher nicht egal, daß ihn Dörflinger immer mehr ignorierte. Die Versuche von K. Bereitschaft zur Zusammenarbeit zu zeigen scheiterten genauso kläglich wie die spärlichen Versuche von Dörflinger K. entgegenzukommen. Besser kann das Verhältnis zwischen beiden wohl nicht beschrieben

werden, als durch den gutgemeinten Versuch eines Kollegen anlässlich einer Feier die beiden Streithähne wieder an einen Tisch zu bringen. Auf den Vermittlungsversuch und die Frage „Solltet ihr euch nicht mal ordentlich aussprechen“ antwortete Dörflinger nur knapp und ohne K. auch nur eines Blickes zu würdigen: „Ich sehe dazu keine Veranlassung, denn das ist zur Zeit für mich nur das Problem 645“.

Dies war für den sensiblen K. einer der härtesten Schläge in seiner ÖVU-Laufbahn: die vorzügliche Malakofftorte blieb beinahe in seinem Hals stecken und er drohte fast zu ersticken – bebend vor Zorn und ohnmächtig vor Wut verließ er das Fest und er konnte es förmlich spüren: der dunkle Tunnel war schon wieder bedrohlich nahe.

22.

Kampf gegen Windmühlen

Abgesehen vom Privatduell mit K. muß man aber schon festhalten, daß Dörflinger viel Positives bewirkte, frischen Schwung in die Abteilung brachte und sich daher immer genug interessante Aufgaben für K. ergaben. Er versuchte auch hier die daniederliegende EDV etwas in Schwung zu bringen und unterstützte seine Kollegen wo er nur konnte. Besonders die Herren Projektleiter waren immer sehr froh wenn ihr leistungsschwacher PC doch wieder unerwartet hochkam und die Textverarbeitung oder die Tabellenkalkulation wieder lief – das Verhältnis zu den Kollegen besserte sich also zusehends, die gegenseitigen Vorurteile wurden teilweise abgebaut und nach einem halben Jahr fühlte er sich erstmals richtig wohl in seiner neuen Umgebung.

Die diversen Geburtstagsfeiern oder die gemeinsame Weihnachtsfeier waren keine lästigen Termine mehr, sonder K. fühlte sich akzeptiert und als einer der dazugehörte – auch wenn er nur ein einfacher Landvermesser war. Nur mit Dörflinger stand er weiterhin auf Kriegsfuß und er schwor auch nicht nur einen Millimeter von seinen Grundsätzen abzuweichen, denn schließlich ging es hier um Prinzipien und da kannte K. keinen Spaß – und Dörflinger auch nicht. Nicht einmal mußte die Sekretärin die Türe zum Chefzimmer schließen, als K. mit Dörflinger zu Beginn meist noch bemüht sachlich, dann aber emotioneller und zum Schluß lautstark diskutierte.

K. wäre natürlich sehr gerne mit Dörflinger gut ausgekommen bzw. hätte eine freundschaftliches und kollegiales Verhältnis mit ihm gehabt, aber Herumspringen oder Kommandieren ließ er nicht mit sich. Für K. waren Vorgesetzte immer Kollegen, die auch nur mit Wasser kochten und für die es auf Grund besonderer Umstände oder durch gute Kontakte zur Gewerkschaft oder zum oberen Management etwas besser gelaufen war als für ihn und die so gesehen zufällig in diese Position gekommen waren. Bei Dörflinger war das sicher nicht so, denn seine Fähigkeiten und sein Engagement – und das mußte auch K. zugeben - waren in der gesamten ÖVU bekannt. Aber bis jetzt war Leistung nie ein Argument in eine derartige Position aufzusteigen.

Jeder Mensch hat seine Schwächen und die hatte vielleicht auch Dörflinger durch Austragen von Konflikten auf persönlicher Ebene und die hatte auch K. durch sein aggressives Verhalten Vorgesetzten gegenüber – wäre er nur je beim Fußball im Zweikampfverhalten derart aggressiv gewesen – er hätte es dort weit gebracht. Mit Kollegen auf der gleichen Ebene hatte er selten Probleme und mit Kollegen unter ihm schon gar nicht aber mit Vorgesetzten hatte er eigentlich – egal wo er war – immer seine Probleme bzw. diese mit ihm. Ein Psychiater würde dieses Verhalten sofort mit der starken Persönlichkeit des Vaters begründen und so falsch würde man da bei K. sicher nicht liegen.

Viele wären zerbrochen und viele zerbrachen auch an der starken Persönlichkeit und Dynamik Dörflingers, aber K. kämpfte täglich immer wieder mit allen Mitteln dagegen an und er hätte sich eher selbst zerstört als nachzugeben. Der Kopf wurde im gleichen Maße härter als die Mauern

dicker wurden gegen die er rannte. Niemand konnte ihm wirklich nachsagen, daß er mit seinen Argumenten gänzlich unrecht gehabt hätte aber jeder wußte, daß es das eine oder andere Mal besser gewesen wäre zu schweigen als Recht zu behalten. Es muß an dieser Stelle bemerkt werden, daß es zumindest für K. immer um ganz wesentliche und grundsätzliche Dinge ging, für die es schon wert war zu kämpfen.

K. war nicht unmittelbarer Vorgesetzter der Vermessungsabteilungen in den Außenstellen aber er war in gewisser Weise ihr Sprecher und er vertrat in dieser Funktion deren Interessen und damit auch die Interessen seines früheren Vorgesetzten Herb. Er kannte fast alle Vermesser persönlich, kannte deren Stärken und Schwächen und hatte mit den meisten ein freundschaftliches Verhältnis. Für viele war K. die einzige Hoffnung, um die bevorstehenden Reformen möglichst unbeschadet zu überstehen. K. hätte nur zu gerne aus diesen Leuten eine schlagkräftige Truppe zusammengestellt und den Vermessern wieder einen höheren Stellenwert in der Abteilung und im Unternehmen gegeben. Er stattete sie sogar noch mit EDV-geräten und modernen Vermessungsgeräten aus, um die Schlagkräftigkeit noch zu erhöhen, und stand damit natürlich im Widerspruch zu Dörflinger, der sich vorstellen konnte auch ohne diese Gruppe von 30-40 Mann auszukommen und daran dachte sie bei günstigem Wind abzustößen. Erschießen konnte man sie ja nicht und auch nicht geschlossen über eine belebte Kreuzung führen, aber zumindest konnte man sie an eine andere Abteilung abgeben. Dort waren sie natürlich auch noch immer da aber zumindest fielen sie dort nicht so auf. In der Anonymität einer Abteilung von über 1000 Personen würden sich diese 30 Mann schon irgendwie durchschlagen.

Immer wieder setzte sich K. für „*seine Buam*“ ein und brachte Dörflinger mit seinem Starrsinn fast zur Weißglut. Wer nun die Charaktere der beiden kennt, kann sich nun vorstellen wie die ohnehin nicht zahlreichen Gespräche der beiden verliefen bzw. endeten: Schreiduelle im Chefzimmer, Türen die mit aller Kraft zugeknallt wurden, erhitzte und vor Zorn gerötete Gesichter, Schreiduelle am Gang, die sogar den Kollegen in den benachbarten Zimmern und Stockwerken Angst und Schrecken einflößten und Schreiduelle auf der schmalen Wendeltreppe. Gar leicht hätte da der eine oder andere trotz seines Gewichts hinunterstürzen können – noch dazu wenn völlig unabsichtlich eine Hand nachgeholfen hätte oder der eine dem anderen einen sanften Stoß gegeben hätte. Nie hatte K. mit der Fliegerei etwas zu tun aber plötzlich bekam er Angebote, „*daß er sich beim nächsten Mal den Flugschein abholen könne*“. K. war kein großer Kämpfer und hätte auch diesen Kampf in jeder Hinsicht verloren, aber er wäre fast bereit gewesen zu kämpfen, zuzupacken und wenn nötig auch zuzuschlagen.

So zog er sich völlig frustriert in sein Zimmer zurück, schluckte den Ärger und Frust hinunter, ballte die Faust und war gelähmt vor Zorn und Ohnmächtigkeit und unfähig seiner gewohnten Arbeit nachzugehen. Sein Herz begann wieder wie wild zu rasen, herzfarktähnliche Symptome traten auf und verschwanden nur ganz langsam. Manchmal war es besonders schlimm zwischen den beiden, aber dann war wieder für Monate Ruhe eingekehrt: Monate in denen man sich völlig ignorierte und nur über gemeinsame Bekannte Botschaften ausrichten ließ.

Wie sich Dörflinger fühlte konnte K. nie herausfinden aber wäre er wirklich nur Problem 645 für ihn gewesen, was hätte dieser Mann alles aushalten müssen in seiner Funktion.

Auch für K. war leider Dörflinger nicht das einzige Problem in dieser schwierigen Zeit, auch mit der Projektgruppe „Skepsis“ hatte er wieder jede Menge Unannehmlichkeiten. Die Gruppe hatte die Schwierigkeiten von K. mit seinem Vorgesetzten natürlich mitbekommen und freute sich diebisch darüber, tröstete ihn scheinbar und ließ ihn bei der nächsten Gelegenheit gleich wieder ins Fettnäpfchen treten. Zu gerne hätte er nun wenigstens hier Erfolg gehabt, er intensivierte alle seine Bemühungen und nahm sogar die Leitung einer Untergruppe zum Thema „Datenerfassung“ an, lud regelmäßig zu den Projektbesprechungen ein, diskutierte endlos mit Juristen über Grundstücke und Grundbücher und hatte bald das Konzept als wesentlichen Bestandteil des Projektes vorliegen.

Als nun alles fertig war und es an die Realisierung dieses Projektes ging und auch darum eventuell die Früchte aller gemeinsamen Bemühungen zu ernten, versuchte man nun K. wieder in altbewährter Manier aus dem Projekt zu drängen. K. nannte natürlich die entscheidenden Schwachpunkte dieses Projektes und begann ebenfalls- denn das hatte er nun schon ganz gut gelernt – ebenfalls in altgewohnter Manier gegen dieses Projekt Stimmung zu machen: bald hatte er einen Großteil der Anwender – seine Vermesser und die Liegenschaftsabteilung – davon überzeugt, daß diese Projekt kein gutes Produkt war und bald vegetierte es nur mehr dahin und schlief dann wieder ganz ein – die ganze Arbeit war damit zwar nicht ganz gratis aber umsonst. Man hatte die Rechnung zum wiederholten Male ohne den Wirt gemacht.

Der Altbürgermeister von Wien legte einmal das Gelübde ab nie Bundespräsident zu werden und K. legte das Gelübde ab nie wieder einen Fuß über die Schwelle dieser Projektgruppe zu setzen und er hielt sich daran wirklich eisern. Wieder hatte er es also zuwege gebracht auch mit höchstem Einsatz und Engagement auch keinen einzigen Millimeter weiterzukommen. Der nach seinem Wechsel in die Generaldirektion erhoffte höhere Dienstposten wurde anderwärtig besetzt, mehrere Male mußte er mitansehen wie ihm jüngere Kollegen mit niedriger Ausbildung vorgezogen wurden und der dunkle Tunnel kam näher und näher. Er fühlte förmlich wie es ihn hineinzog in diesen Tunnel aus Frust, Zorn, Wut, Enttäuschung und Selbstzerstörung aus dem es diesmal vielleicht kein Entrinnen mehr gab.

23.

Wieder im Tunnel

Tagelang hatte er bereits sehr schlecht und nur wenig geschlafen. Er konnte an nichts anderes mehr denken als an die Geschehnisse im Büro, an die brutalen Kämpfe mit Dörflinger und an seine Mißerfolge beim Projekt „Skepsis“. Als Folge seiner beruflichen Probleme hatte er auch zu Hause häufig Streit mit Angelika und fühlte sich überhaupt von Gott und der Welt mißverstanden. Der Leidensdruck wurde immer größer und drückte aufs Gemüt – in ganz leichter Form traten auch wieder Angstattacken auf, die er zu diesem Zeitpunkt aber nicht als solche erkannte.

Nach langer Zeit unternahm K. wieder eine längere Dienstreise und zwar nach Innsbruck, um sich mit den dort ansässigen Vermessern abzustimmen. Er war sogar recht guter Dinge, traf zufällig Professor Holinka im Zug, plauderte angeregt und kam in bester Stimmung in Innsbruck an. Dort wurde er bereits erwartet und man beschloß noch eine Kleinigkeit im nahegelegenen Restaurant zu essen. Auch hier war er vorerst noch gut gelaunt, unterhielt sich über die anstrengende Reise und erkundigte sich nach den Geschehnissen in Innsbruck.

Aber dann passierte etwas ganz Eigenartiges was für K. nicht ohne Folgen bleiben sollte: auf die Frage des Innsbrucker Kollegen „wie geht es dir – was machst du jetzt eigentlich genau?“ wurde er plötzlich aschfahl im Gesicht, die sonst naturgemäß starke Bräune wich einer noch nie dagewesenen Blässe und K. wurde plötzlich völlig unerwartet und unerklärlich von einer Angstattacke überfallen, die ihm fast die Sinne raubte und ohnmächtig werden ließ. Er erinnerte sich sofort wieder an die Anfälle vor einigen Jahren, die er schon gänzlich überwunden glaubte aber wahrscheinlich nur verdrängt hatte, er sah sich diesen Attacken völlig hilflos ausgeliefert und hatte Angst, daß seine Kollegen etwas merken und ihn für verrückt halten würden.

Dieses Gefühl ist einfach unbeschreiblich für jemanden der noch nie mit solchen Anfällen konfrontiert war: K. hätte das früher auch nie geglaubt, hätte sicher nur gemeint, daß man sich halt zusammenreißen müsse und bei sich selbst hätte er so etwas sicher völlig ausgeschlossen. Nun saß er da wie das letzte Häufchen Elend und es wurde ihm die riesige Distanz zu seiner gewohnten Umgebung bewußt. Innsbruck liegt ja auch in Österreich aber die Entfernung zum Mond hätte jetzt auch nicht weiter sein können. Alles war irgendwie unwirklich, die Kollegen wirkten weit entfernt und er verstand kaum etwas von dem was sie sprachen und konnte schon gar nicht irgend etwas darauf antworten.

Er hatte nur Angst, Riesenangst, Panik, Todesangst und den einzigen Wunsch schnell von hier weg nach Hause zu kommen. Mit letzter Kraft schleppte er sich zur nächstgelegenen Toilette, erfrischte sich etwas, redete sich Mut zu, erschrak über sein Aussehen im Spiegel und kehrte wieder zu seinen Kollegen zurück. Dort täuschte er seinen Freunden, die sich nun doch schon leichte Sorgen gemacht hatten, Übelkeit vor, ließ das vorzügliche Essen stehen mit dem

Argument, daß er schon im Speisewagen eine Kleinigkeit zu sich genommen hatte (was sogar stimmte) und verließ fluchtartig das Lokal.

Er nahm nun wieder diesen ungewöhnlich starken Föhn wahr und versuchte sich einzureden, daß vielleicht der Föhn an seiner Misere Schuld war. Man marschierte gemeinsam zur Dienststelle der Kollegen, wo ihn auch schon die anderen erwarteten und ihm dieses und jenes zeigten. K. nickte nur, lächelte auch manchmal so gut es halt ging, stimmte – was eigentlich sonst ungewöhnlich für ihn war – zu allem zu und war mit seinen Gedanken natürlich ganz woanders: „Werde ich nun verrückt?“, „Werde ich jemals wieder normal arbeiten können?“, „Werde ich jemals wieder ein normaler Vater und Ehemann sein können?“ hämmerte es in seinem Kopf.

Die nächsten Stunden waren eine unendliche Qual für ihn und auch der abendliche Besuch in der Bar gegenüber brachte ihn nicht wirklich auf andere Gedanken: aber er wollte den langen *Hannes*, den Tiroler Urburschen, nicht vor den Kopf stoßen und der Alkohol milderte zumindest zeitweise die Qualen. Am Rückweg nahm er weder die Lokale der Rotlichtszene wahr noch die vielen hübschen Innsbrucker Mädels, die durch die Altstadt zogen.

In dieser Nacht machte er fast kein Auge zu, sondern grübelte bis in die frühen Morgenstunden über die Ereignisse des Vortages. Vormittags erledigte er noch ein paar Kleinigkeiten, hielt mit dem langen Hannes noch eine kurze Besprechung ab und erst während der Rückreise ging es ihm wieder etwas besser: jetzt kam er nämlich bald zurück in seine gewohnte Umgebung, in der er sich sicher fühlte.

Der nächste Schritt war am nächsten Tag der Besuch beim Hausarzt, der eine „endogene Depression“ diagnostizierte und einfach nicht glauben wollte, daß K. noch nie Selbstmordgedanken hatte. Er sprach K. natürlich Mut zu, indem er ihm versicherte, daß er auch andere Patienten mit derartigen Problemen habe und man da nicht viel machen könne ohne Medikamente: mit Medikamenten würde man dann schon halbwegs über die Runden kommen und unterschreiben solle er halt in nächster Zeit nichts. Diese Diagnose traf K. fast wie ein Todesurteil – wäre es ihm nicht ohnehin bereits schlecht gegangen, spätestens jetzt hätte es der Hausarzt geschafft.

Völlig entnervt kam er vom Arzt zurück, überbrachte Angelika die erschütternde Diagnose und begann bitterlich zu weinen. Er schlief ab jetzt nichts mehr, er aß fast nichts mehr, er kam seinen ehelichen Pflichten nicht einmal mehr nach Aufforderung nach und er wurde zusehends depressiver. Wie gerne war er sonst immer in der Früh ins Büro gegangen und wie schwer fiel es ihm nun das Bett zu verlassen und immer wieder die quälende Frage „Was ist los mit mir?“. Es gab praktisch keine Situation mehr wo diese Panikattacken nicht auftraten: meist in einer Besprechung mitten im Satz, sehr oft beim Mittagessen und in Ruhephasen, besonders häufig in der U-Bahn und Aufzügen verstärkt noch durch Platzangst. Wenn eine U-Bahn zufällig für mehrere Minuten zwischen 2 Stationen stillstand, dann war es um K. fast geschehen.

Zu den Medikamenten, die er eigentlich regelmäßig nehmen sollte, hatte er auch kein richtiges Vertrauen: manchmal nahm er sie, dann setzte er sie wieder ab, dann ließ er sich andere verschreiben weil ihm der Beipackzettel nicht gefiel. Die Schwächung des Libido hätte er ja in dieser Phase, wo ohnehin nichts mit ihm anzufangen war, noch in Kauf genommen, aber all die

anderen Nebeneffekte nicht: und wer hat schon Vertrauen zu Medikamenten gegen Angstzustände wenn als Nebeneffekt Depressionen auftreten können.

Nachdem sich sein Zustand nicht wirklich besserte und er seinen Hausarzt wohl auch schon etwas nervte, schickte ihn dieser zu einem Neurologen, der gemeinsam mit der netten Assistentin doch offensichtlich mehr von der Sache zu verstehen schien. Geduldig hörte er sich die Leidensgeschichte an und klärte ihn darüber auf, daß diese Zustände in die Kategorie „Panikattacken“ zu fallen schienen: ja das war nun doch wohl etwas anderes als die „endogene Depression“. Die Assistentin riet ihm als erste Hilfe, das kleine Büchlein „Was sie schon immer über Angst wissen wollten“ zu kaufen und genau durchzulesen. Auch über die Art und Wirkung der Medikamente wurde er genau aufgeklärt.

Er studierte das Büchlein sehr gewissenhaft und konnte gewisse Verläufe seiner Krankheit dann sogar nachvollziehen. Sein Zustand besserte sich erstmals leicht und so beherzigte er auch den nächsten Rat und belegte einen Kurs über „autogenes Training“ an der Volkshochschule. Er betrieb dieses Training zwar sehr gewissenhaft aber wirkliche Erfolge stellten sich eigentlich nicht ein: alle Teilnehmer wußten meist über schwere Arme und große Wärme zu berichten und über den ruhigen Puls und die kalte Stirn aber K. empfand selten etwas dabei - aber es war auch nicht gänzlich unangenehm.

Erstmals sah K., daß es auch andere Menschen gab, die unter den gleichen bzw. ähnlichen Symptomen litten und das beruhigte ihn irgendwie. Er besorgte sich Unmengen von Literatur über positives Denken, die Seele und den Geist. Nie hätte er früher dieses Zeugs gelesen aber jetzt sog er diese Literatur in seiner Not förmlich auf: er tat also alles, um wieder zu genesen und ein halbwegs normales Leben führen zu können. Im Büro bemerkte man wie bereits bei seinen ersten Anfällen nichts – im Gegenteil: einige stellten fest, daß K. viel ruhiger und umgänglicher als früher war und nicht mehr so emotionell reagierte, nicht jede Einladung zu einem Streitgespräch wahr nahm und auch mit Dörflinger ab jetzt wesentlich besser auskam.

K. vermied in dieser Zeit so gut es ging jeden Aufenthalt an anderen Plätzen als in seiner Wohnung oder in seinem Büro. Alles andere bedeutete für ihn eine enorme Überwindung, sogar den Besuch von Fußballplätzen als sein liebstes Sonntagsvergnügen vermied er. Diese Vermeidungshandlungen sind typische Symptome für eine derartige Krankheit und daher bemühte er sich manchmal trotzdem die Angst zu überwinden und war nachträglich sogar mental wieder etwas gestärkt.

Langsam, ganz langsam besserte sich sein Zustand wieder und die erste Bewährungsprobe war ein Flug nach Zürich. Mit allen Mittel hätte er diese Dienstreise gerne verhindert oder wäre lieber mit der Bahn gefahren, aber Kollege *Gerd* überredete ihn letztendlich doch. K. zählte die endlosen 45 Minuten in der Luft, wagte nicht einmal aus dem Fenster zu schauen, ließ sich auch von den hübschen Stewardessen nicht erheitern und war heilfroh als er sicher gelandet war. Auch die 2 Tage in Zürich waren kein wirkliches Vergnügen aber K. faßte erstmals wieder Mut: er wußte nun, daß jede Angstattacke irgendwann vorbeigeht und er brauchte eigentlich nur abzuwarten. All das stand in dem kleinen schlaun Büchlein und es schien tatsächlich so zu sein.

Die morgendlichen Depressionen vergingen, das Aufstehen fiel wieder leichter, die Angstattacken verloren an Intensität und die Intervalle dazwischen wurden größer. K. besuchte sogar einen Psychotherapeuten und hätte gerne die 800 Schilling auf den Tisch geblättert, wenn er ihm nur entscheidend hätte weiterhelfen können. Irgendwie sprach er aber nicht so auf die Therapie an: der Geruch der Räucherstäbchen irritierte ihn eher und der Therapeut verlor spätestens dann gänzlich sein Vertrauen, als er erzählte, daß er früher auch bei der ÖVU gearbeitet hatte. Außer der Erkenntnis, daß offensichtlich vieles berufsbedingt war, gewann K. keine zusätzlichen und wahrscheinlich wäre auch in 100 Sitzungen der wirkliche Grund nicht herauszufinden gewesen.

Irgendwie schien alles an der entscheidenden Frage „Wer bin ich?“ und „Wohin geh ich?“ zu liegen aber Näheres wollte K. gar nicht wissen – schon gar nicht um 800 Schilling pro Sitzung. Er therapierte sich ab nun selbst so gut es ging, versuchte positiv zu denken – auch wenn das weiterhin nicht so leicht war bei der ÖVU – und sah in einem halbgefüllten Glas eher ein halbvolles als ein halbleeres. Er schlief wieder besser, er aß wieder normal und selbst der Libido meldete sich wieder langsam zurück.

Die Ängste waren ab jetzt zwar immer irgendwie vorhanden und eine plötzliche Angstattacke war nie auszuschließen, aber sie hatten etwas den Schrecken verloren, sie waren nachvollziehbar und trafen K. nie mehr unerwartet. Er konnte zumindest mit dieser Situation leben. Angst ist im Normalfall ja wichtig und eigentlich eine Reaktion auf irgendwelche Gefahren: auch wenn die Gefahr bei K. nicht unbedingt klar zu erkennen war: vielleicht war gerade die Summe der Belastungen und negativen Erlebnisse die eigentlich Gefahr.

24.

Alles vergeben

Der alte Heidenreich hatte nun endgültig genug von der ÖVU und hatte nicht mehr vor all die sinnvollen und sinnlosen Veränderungen der geplanten Reform über sich ergehen zu lassen und beschloß endgültig in den Ruhestand zu treten. Von einem Tag auf den anderen entschloß er sich zu diesem Schritt, schloß die letzten Vergabeakte, verabschiedete sich von den wichtigsten Firmen und überließ die offenen Angelegenheiten seinem Nachfolger – wer immer das auch sein würde.

K. war zu diesem Zeitpunkt erstmals wieder voll auf der Höhe und spielte mit dem Gedanken die Agenden Heidenreichs zu übernehmen. Er wäre eigentlich der logische Nachfolger gewesen und hatte Heidenreich zuletzt immer wieder unterstützt - vor allem wenn es um EDV-Fragen ging. Doch Dörflinger hatte offensichtlich die Auseinandersetzungen der letzten Jahre nicht vergessen, argumentierte mit fehlender Loyalität und entschied letztendlich anders: „Kollege Strombacher ist der neue Vermessungschef“ verkündete er knapp ohne K. nur eines Blickes zu würdigen anlässlich einer Besprechung zur Regelung der Nachfolge.

Natürlich traf diese Entscheidung den sensiblen K. wie ein Keulenschlag aber gestärkt durch die Literatur über positives Denken und die Psychopharmaka konnte er auch das wegstecken. Widerspruchslos nahm er die Entscheidung hin – was hätte er auch anderes tun können – aber unter dem Tisch ballte er wieder die Fäuste und schwor sich „Jetzt erst recht“. Viele wären vielleicht spätestens jetzt an der ÖVU zerbrochen aber bei K. kehrte nur die alte Kampfeslust zurück: „Denen werde ich es noch allen zeigen“.

Er war damit ab sofort nur der Mitarbeiter von *Strombacher*, bekam nun den heißersehten nächsthöheren Dienstposten natürlich wieder nicht aber Strombacher rückte dafür eine Stufe höher mit dem Argument, daß dem Vermessungschef natürlich ein entsprechender Dienstposten zustehe. Auch Heidenreichs Zimmer das er so gerne gehabt hätte, um endlich das Doppelzimmer das er mit Egon teilen mußte verlassen zu können, ging an Strombacher – K. rückte aber in Strombachers Zimmer nach.

Noch kurz vorher hatte Strombacher die Tür an der Vorderfront zumauern lassen und die Verbindungstür ins kleine Vorzimmer öffnen lassen, jetzt mußte K. halt mit dieser Lösung leben und den schmalen Schlauch von der Seite betreten. „Klein aber mein“ dachte er und finden würde man ihn hier sowieso nicht. Oft hörte er jemanden ungeduldig vor der zugemauerten Tür auf und ab gehen oder an ihr kratzen aber nur die wenigstens fanden den Weg zu K. in den nächsten Wochen.

Auch für Strombacher, den eigentlich an der ganzen Misere keine Schuld traf, war die ganze Situation unerträglich. Er hätte den Platz ja gerne K. überlassen, hatte sich in den letzten Jahren nicht mehr für die Landvermesserei interessiert, wurde eigentlich ins kalte Wasser gestoßen und war noch dazu abhängig von K. und seinem Wissen. Eine härtere Strafe hätte es für ihn also gar nicht geben können und er wußte nicht ob der höhere Gehalt diese harte Strafe ausgleichen würde.

Mit der Gewißheit unabhängig von jeder Leistung ohnehin das selbe Gehalt zu bekommen, nahm sich K. anfangs zurück und arbeitete deutlich weniger, ließ all jene die ihn suchten am Gang ungeduldig auf- und abgehen und öffnete in den seltensten Fällen seine Tür und gab ein Lebenszeichen von sich. Er sah auch überhaupt keine Veranlassung seinen nur etwas älteren Kollegen tatkräftig zu unterstützen: er verdiente nun um einiges mehr, also sollte er es sich auch verdienen. K. war gegenüber Strombacher nie unfair aber er war auch nicht wirklich loyal: das Leben ist manchmal hart aber auf lange Sicht gab es nur eine Möglichkeit: der eine oder der andere, er oder ich, Strombacher oder K.

Es würde sich ja wahrscheinlich bald herausstellen wer der eigentliche Chef war, wer die Projektleiter besser unterstützte, mit den Firmen besser zurechtkam und überhaupt die gesamte Landvermesserei besser beherrschte. Langsam mußte ja auch die Investitionen in die vielen Kurse und Vorträge in den letzten Jahren greifen. K. hatte die neuesten Technologien im Griff und war auf dem letzten Stand, er kannte sich recht gut aus mit EDV und CAD und diese Vorteile wußte er von Anfang an geschickt zu nutzen.

Da er nur die Vertretung von Strombacher war, kamen die Kollegen nur zu ihm wenn Strombacher gerade nicht da war, ließen sich beraten oder bestellten die eine oder die andere Vermessung bei ihm. Da die Sache meist schnell und kompetent abgewickelt wurde, kamen die meisten bald zu ihm auch wenn Strombacher da war. Ob es nun Strombacher gefiel oder nicht: er konnte dagegen nichts unternehmen, denn er war ja teilweise selbst von ihm abhängig.

Da K. immer mehr Agenden übernahm begann sich Strombacher nach neuen Tätigkeitsfeldern umzusehen und überließ nun fast alles K. Es wurde wirklich nie ausgesprochen, aber nach einem Jahr hatte er alle Aufgaben übernommen: er übte damit dieselbe Tätigkeit wie Heidenreich aus, nur war er deutlich billiger als der alte Direktionsrat und auch Strombacher.

Das Leben kann manchmal zwar sehr hart sein aber manchmal auch wieder sehr gerecht sein: K. hatte nun endlich das erreicht wovon er schon seit seinem Wechsel in die Zentrale insgeheim rechnete: er zog nun alle Fäden bei der Landvermesserei. Er nahm die Aufträge entgegen, vergab die Arbeiten an die besten Firmen und unterzog die gelieferten Daten einer strengen Kontrolle bevor er sie zur weiteren Verarbeitung freigab. Er erstellte Datenbanken, trug alle relevanten Informationen darin ein und konnte damit jederzeit jedermann rasch über alles Bescheid geben – und die Zahl der zufriedenen Kunden oder Planer oder Projektleiter stieg an.

Egal ob es sich nun um eine normale Vermessung handelte, um photogrammetrische Auswertungen von Luftbildern oder diese prächtigen entzerrten Orthophotos in denen man ganz

einfach Grundstücksgrenzen oder Projekte eintragen konnte: es mußten die besten Firmen sein von denen er die beste Qualität verlangen konnte. Das stellte wieder jene zufrieden die diese Unterlagen benötigten. Er war auch stets darauf bedacht alle Firmen als Partner zu betrachten, die einen Teil zum Gelingen eines Projektes beitrugen und nicht nur als Knechte die den Auftrag ohnehin auszuführen hatten. So wurde K. bald bekannt als gerechter und kompetenter Auftraggeber mit dem man gut zusammenarbeiten konnte.

Erstmals sah K. einen wirklichen Sinn in seiner Tätigkeit bei der ÖVU und hatte das Gefühl etwas verändern und mitzubestimmen zu können und erstmals glaubte er einen ganz kleinen Licht am Ende des Tunnels zu erkennen – ein kleines nur aber ein deutliches.

25.

Die große Reform

Wie immer sah man dem Wechsel an der Spitze der ÖVU sehr gelassen entgegen. Was sollte ein neuer Generaldirektor wirklich unternehmen können gegen die alteingesessenen ÖVU-Beamten und die bis auf Kaiser Franz Josef zurückgehenden altbewährten Strukturen und Abläufe? Er würde sich bald totgelaufen haben – wie seine Vorgänger halt – und aus der geplanten großen Reform würde wieder nur ein Reförmchen übrigbleiben, das wie eine Seifenblase zerplatzen würde. Bald würde alles wieder im gleichen alten Trott dahinflaufen und die Gewerkschaft war bis jetzt ja auch immer ein sicherer Garant, daß es zu keinen größeren Veränderungen im Betrieb gekommen war.

Auf diese Gewerkschaft konnte man stolz sein, denn selbst wenn anderswo heftig diskutiert wurde über Privilegien und deren Abbau war man bei der ÖVU bis jetzt auf einer Insel der Seligen. Man konnte gewiß unterschiedlicher Meinung sein über diesen mächtigen Apparat im Unternehmen aber zum Schaden der Mitarbeiter war diese starre Haltung und die Verteidigung der wohl erworbenen Rechte sicher nicht. Es gab natürlich dort und da Ungerechtigkeiten aber im Wesentlichen klappte alles ganz gut, die Verflechtungen zur Politik waren ausreichend vorhanden und wurden hervorragend gepflegt und so lief ohne dieser mächtigen Gewerkschaft nichts, rein gar nichts im Unternehmen.

Sicher waren die Generaldirektoren immer sehr bemüht Veränderungen herbeizuführen und auch der letzte strengte sich diesbezüglich sehr an, aber nach wenigen Monaten sah er wohl die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen ein, arrangierte sich mit dem Apparat und machte bald auch keine wirklichen Schwierigkeiten mehr.

Diesmal hatte man sich aber doch kräftig geirrt und nach wenigen Monaten hatte schon jeder begriffen, daß sich jetzt wohl mehr ändern würde als nur die Türschilder und die Namen der einzelnen Abteilungen. Dieser neue Besen kehrte offensichtlich wirklich gut: Herren in dunkelschwarzen Anzügen tauchten meist in Kleingruppen von 3 Personen auf und schleppten dicke Aktenkoffer in die Kommandozentrale der ÖVU.

K. wurde dann immer an diese spannenden Mafiafilme im Fernsehen erinnert, wo auch immer wieder Gestalten in dunklen Anzügen mit dicken Sonnenbrillen vorkamen: zu all diesen Mafiosi hätte er aber sicher mehr Vertrauen gehabt als zu diesen Gestalten hier – wer waren sie, was hatten sie vor? Wenn man nun weiß, daß es in diesen Filme immer ungeklärte Morde und Todesfälle gab und auch die ÖVU sicher dezimiert werden mußte, hatte man fast ein Gefühl des Unbehagens, wannimmer man diesen Leuten begegnete.

Bald wußte man aber: diese Leute waren keine Mafiosi, sondern nur die gefürchteten Unternehmensberater – eine Erkenntnis, die das Unbehagen nicht wirklich vertreiben konnte.

Cool und lässig gaben sie sich, nie hatten sie ein Lächeln hinter der dunklen Sonnenbrille, nie erwiderten sie einen Gruß: Nähe aufzubauen zu jenen die abzubauen waren, wäre ja sicher auch nicht sehr sinnvoll gewesen. Nie sah man sie ein Wort sprechen und doch hatten sie offensichtlich viel zu sagen.

Auch K. war mit seinen Landvermessern von diesen Reformen betroffen: man mußte Leute abbauen und nicht nur einige sondern von Hunderten und Tausenden war die Rede. Die Landvermesserei war ab jetzt nicht mehr gefragt bei der ÖVU genauso wie viele andere Sparten. Diese Vermesser waren aber zugegeben wirklich nichts Gescheites: sie waren keine richtigen Bauingenieure und Kulturtechniker waren sie auch nicht und schon gar keine Juristen. Sie bewegten sich in Querschnittsfunktionen, die nicht so recht zu den Kerngeschäften der einzelnen Abteilungen paßten und waren daher besonders gefährdet. Sie hatten natürlich auch keine wirkliche Lobby – K. versuchte zwar zu retten was noch zu retten war, bemühte sich die Bedeutung und Leistungen dieser Gruppe immer wieder hervorzuheben, aber wer war K?. Er hatte ja selbst enorme Schwierigkeiten sich über Wasser zu halten und konnte daher mit seinen Bemühungen nur jämmerlich Schiffbruch erleiden.

Er hatte auch keine Kraft mehr immer wieder gegen den Strom zu schwimmen, mit dem Kopf gegen die Wand zu laufen und gegen das Unheil anzukämpfen, das ohnehin nicht mehr aufzuhalten war. Was läuft bei solchen Reformen schon wirklich nach der reinen Vernunft oder nach dem Verstand: hier wird oft aus dem Bauch heraus entschieden und oft sind diese Entscheidungen gar nicht die schlechtesten.

K. verfolgte regelmäßig die herrlich aufbereiteten Diagramme, die in bestimmten Intervallen die Aufgaben, Funktionen und Personen der einzelnen Abteilungen neu verteilten: einmal waren seine Vermesser wieder in einem Organigramm vorhanden, da irgend jemand mit diesem Begriff gar nichts anzufangen wußte und sie daher in einer Liste vergaß, dann waren sie wieder weg, ein anderes Mal tauchten sie in einer anderen Abteilung wieder auf. Man hatte aber zumindest die Gewißheit: erschießen konnte man sie nicht – man konnte sie abschieben, man konnte sie teilweise in Pension schicken aber man konnte sie nicht erschießen.

Obwohl diese Gedanken gar nicht so abwegig waren: ein guter Bekannter aus der Personalabteilung bemerkte einmal beim Überqueren der Straße als man fast ein herannahendes Auto übersehen hätte: „Als Freund bin ich natürlich sehr froh, daß dir nichts passiert ist K., aber andererseits aus der Sicht des Unternehmens und bei deinem Dienstposten ...“. Dabei hatte K. ja seinen langersehten Dienstposten immer noch nicht bekommen, aber er wurde zumindest auch nicht mehr von anderen jüngeren Kollegen überholt, denn ab jetzt ging gar nichts mehr: es gab praktisch keine Beförderungen mehr, keine langfristigen Perspektiven und alle saßen im gleichen Boot.

Man rückte näher zusammen in der Not aber man war viel ernster geworden: der Druck auf den einzelnen wurde größer, der Wind blies viel rauher durch die Gänge der Generaldirektion und jeder harrte der Dinge die da noch kommen würden. Auch die Gewerkschaftsvertreter waren völlig ratlos: gerade sie, ohne die früher überhaupt nichts gegangen wäre und die in alle

Entscheidungen eingebunden waren, wußten nichts oder gaben vor nichts zu wissen. Die Firma in der Firma hatte stark an Glanz verloren, war schwer angeschlagen und war praktisch nicht mehr existent. K. hatte früher die Allgegenwart der Gewerkschaft ja gehaßt aber ein wenig Präsenz hätte er sich doch manchmal in diesen schweren Stunden gewünscht: wofür zahlte man da eigentlich die Beiträge?

Für die Vermesser hatte endgültig die letzte Stunde geschlagen: sie wurden in eine andere Abteilung überstellt, manche verabschiedeten sich sofort in den Ruhestand und K. hatte eigentlich die gesamte Mannschaft verloren. Die neue Abteilung war um einiges größer und daher fielen sie dort nicht so sehr auf. Auch K. überlegte mitzugehen und schmiedete bereits Strategien wie man eine solche Gruppe in der neuen Abteilung möglichst wirtschaftlich führen könne. Doch er hätte für sein Vorhaben Verbündete und Förderer benötigt: kaum hatte er jemand für eine Idee gewonnen, war dieser gleich wieder woanders oder selbst in Pension. Er erkannte natürlich auch, daß auch in der neuen Abteilung niemand die höchstmögliche Wirtschaftlichkeit und Schlagkräftigkeit dieser Gruppe wollte, sondern ein möglichst langsames Dahinsiechen, daß letztendlich doch auch zu Tod der Gruppe führen würde.

Sterben wollte K. eigentlich noch nicht – dafür hatte er zu hart gekämpft – und so entschied er den Wechsel nicht mitzumachen und allein in seiner Abteilung die Agenden der Landvermesserei zu vertreten. Eigenleistung war nicht mehr gefragt und so mußte die Leistung verstärkt zugekauft werden und, dafür brauchte man natürlich auch jemanden.

Schon bald hatte K. erkannt, daß die neue Situation gar nicht so ungünstig war für ihn: man hatte ihm eigentlich gänzlich ungewollt jede Konkurrenz aus dem Weg geräumt, denn es gab niemanden mehr hier, der sich mit speziellen Vermessungsproblemen auskannte: daher kamen natürlich alle mit ihren kleinen oder großen Wehwehchen zu K. Er war zum absoluten Monopolisten geworden, zum Chefeinkäufer von Vermessungsleistungen, zum Herrscher über die Vermessungspläne, zum leidenschaftlichen Datensammler und brutalen Datenhai.

Langsam, ganz langsam begann man wieder aus dem Scherbenhaufen der zerschlagenen alten Abteilungen jene Scherben einzusammeln, die noch brauchbar waren und begann damit neue Einheiten zu formen. K. hätte es sich ja manchmal nicht mehr gedacht, aber er war auch zu gebrauchen. Sein altes Engagement kehrte zurück und er begann wieder unermüdlich zu arbeiten: aber er arbeitete nicht mehr so verbissen wie früher, er gab der Arbeit jenen Stellenwert der ihr auch zustand und konnte sogar in der Freizeit abschalten. Er hatte gesehen, daß vieles vergänglich war und einfach nur vom Zufall abhing – und zufällig hatte er diesmal halt Glück.

Die Herren mit den schwarzen Anzügen tauchten nur mehr gelegentlich auf, man sah sie sogar manchmal scherzen, die Aktenkoffer schienen nicht mehr so schwer und nach einigen Wochen waren sie gar nicht mehr gesehen. Sie hatten ihre Schuldigkeit getan, sie hatten alles zerschlagen und konnten nun gehen. Den Neuaufbau mußte die ÖVU selbst schaffen: es war ein harter und steiniger Weg aber wahrscheinlich der einzige gangbare bei einem derart großen Unternehmen mit derart gewachsenen Strukturen.

26.

Die Schweineböuche

„Und wenn es dem Esel zu gut geht, dann geht er auf Eis tanzen“ lautet ein altes Sprichwort, das durchaus sehr gut zu diesem Kapitel passen könnte. K. war erstmals über einen längeren Zeitraum hinweg beruflich und privat sehr glücklich und hatte kaum mit jemanden Streit. Richtig ruhig war es geworden und man könnte fast auf die Idee kommen, zu ruhig für K.

Es war gerade zu jener Zeit als der große Rindfleischskandal Europa überrollte und Tausende dieser armen bedauernswerten Tiere notgeschlachtet oder verbrannt werden mußten. Mit Entsetzen sah K. täglich die Bilder im Fernsehen und war erschüttert über diese Tragödie, als eines Abends kurz nach den Nachrichten ein junger freundlicher Bursche anrief und K. ein lukratives Börsengeschäft vorschlug. K. hatte schon Erfahrung auf diesem Sektor, denn er hatte bereits seit einigen Jahren immer wieder kleinere Beträge in Aktien investiert und diese in der Regel mit einem kleinen Verlust wieder abgestoßen. Er hatte weder Talent noch das richtige Gespür dafür, aber er war tief in seinem Herzen doch ein Gambler und wenn er schon nichts gewinnen konnte, irgendwie brauchte er dieses Kribbeln und bei den kleinen Beträgen war auch das Risiko sehr gering und war auch nicht viel zu verlieren.

Diesmal wäre das anders gewesen, er wäre nicht alleingestellt gewesen, sondern er hätte die ganze Sache über einen Brooker abwickeln können, der ja spezialisiert war auf derartige Geschäfte. Es ging diesmal auch nicht um diese langweiligen Großmutteraktien sondern um Warentermingeschäfte und auf was hätte man in der Zeit des Rindfleischskandals wohl besser setzen können als auf Schweineböuche. Irgendwie hatte er aber moralische Bedenken und so zeigte er sich ziemlich entrüstet über das Angebot des Telefonkeilers: „Das ist ja unmoralisch, nie und nimmer möchte ich von diesem Skandal auf Rücken der bedauernswerten Tiere profitieren“ war seine knappe Antwort bevor er wieder auflegte.

Die ganze Nacht überlegte er dann: vielleicht wäre es doch eine Möglichkeit gewesen, den Verlust aus den letzten Jahren mit einem starken Geschäft wieder wettzumachen. Am nächsten Morgen hatte er eigentlich gar keine Bedenken mehr und ärgerte sich fast über seine schnelle Absage. Aber der Telefonkeiler wäre kein guter Keiler gewesen, hätte er nicht am nächsten Abend wieder angerufen – offensichtlich hatte er in dem schnellen „Nein“ doch auch eine Unsicherheit bemerkt. Er wolle ja gar kein Geschäft über Telefon machen, sondern er wolle nur fragen ob nicht sein Chef, der ja direkt ums Eck ein Büro habe, nicht mal persönlich vorbeischauen könne. K. sprach natürlich wieder von Unmoral, zeigte sich noch kurz entrüstet und stimmte dem Vorschlag aber doch zu .

Bereits am nächsten Tag tauchte ein kleines gestauchtes Manderl mit einem widerlichen Schnurbart in seinem Büro auf und K. hatte gleich zu Beginn eine ausgesprochene Antipathie gegen diesen Typ mit dem penetranten Rasierwasser, das nicht nur sein Zimmer sondern auch

die langen Gänge des gesamten Stockwerkes verpestete. Trotzdem war er aber fasziniert von seinen Ausführungen und hatte nach einer knappen Stunde mental überhaupt kein Problem mehr mit dem Ankauf von Schweinebäuchen zur Zeit eines Rindfleischskandals. K. hatte sich geschworen bei diesem Typ besonders vorsichtig zu sein, holte sich sogar einen Firmenbuchauszug und konnte feststellen, daß es diese Firma bereits seit mehreren Jahren gab und nichts gegen sie vorlag und auch der Eigentümereintrag mit „Oversea Trade G.m.b.H.“ war wohl üblich in dieser Branche. Die Sache war völlig legal und auch logisch nachvollziehbar.

Für den Brooker schien ja überhaupt kein Risiko zu bestehen, denn er kassierte in jedem Fall 30% Provision für das vermittelte Geschäft: wie hätte es dieser Firma auch schlecht gehen können – das bewies ja auch der Porsche der immer an der Ecke stand und der wie sich herausstellte diesem Typ, der sich höflich mit „Schwindler“ vorstellte, gehörte. K. unterschrieb zwar nicht den Vertrag über die vorgeschlagenen 200.000,- sondern nur über 40.000,- aber dafür mußte er sogar 40% Provision statt der üblichen 30% bezahlen. Da K. beruflich ja immer mit höheren Geldbeträgen zu tun hatte, schreckten ihn diese Beträge eigentlich nicht und er dachte auch nicht an Betrug, denn er war es ja gewohnt immer mit seriösen Geschäftspartnern – nämlich den Landvermessern – Geschäfte abzuschließen.

Nach nur 2 Wochen kam Schwindler tatsächlich mit der freudigen Nachricht „wir haben gewonnen“ vorbei, dachte natürlich keine Sekunde daran den Gewinn auszubezahlen, sondern er riet die Gunst der Stunde zu nützen und diesmal mit 200.000,- wirklich das große Geld zu machen. Der Rindfleischskandal war vergessen und deshalb sollte man wieder auf die Schweinebäuche setzen, aber fallend. Aufgrund der guten Erfahrungen aus dem 1. Geschäft unterschrieb K. auch diesen Vertrag und bald hatte er wieder einen Gewinn von 200.000,-. Immer noch eher skeptisch ließ er sich zumindest einen Teil des Gewinnes ausbezahlen und setzte den Rest auf Kupfer. Diesmal war der Gewinn etwas bescheidener und nach genauerer Analyse der Erfolgsmeldung „wir haben gewonnen“ stellte sich heraus, daß er sehr wohl gewonnen hatte, aber doch etwas zu wenig, um auch die Provision abdecken zu können. Der Verlust war aber erträglich, ausbezahlt wurde natürlich wieder nichts und der Rest auf Baumwolle gesetzt.

K. konnte sich noch soviel Baumwollsocken und Baumwollhemden kaufen, aber diese Option stieg nicht und um einen Totalverlust durch den drohenden Ablauf der Option zu verhindern, mußte er wohl oder übel nochmals 40.000,- drauflegen, um das Ärgste zu verhindern – großzügig verzichtete Schwindler dabei sogar auf seine übliche Provision. K. schwor, daß dies nun der letzte Schilling war, den er in diese Aktie investierte und die weiteren Versuche des Brookers doch noch etwas herauszulocken stießen bei K. auf taube Ohren. So kam es wie es kommen mußte: Totalverlust bei der Baumwolle und was vorher noch 200.000,- wert war, war mit einem Schlag wertlos, aber K. wußte immer von diesem Risiko, er hatte es einkalkuliert, er war nicht erfreut aber er mußte halt damit leben. Der Brooker entschuldigte sich natürlich vielmals und wollte gleich ein neues Geschäft vorschlagen. K. wies ihn aber sofort zur Tür und war im Grunde froh, nie wieder ein Geschäft mit diesem widerlichen Kerl abschließen und nie wieder dieses üble Rasierwasser riechen zu müssen. In Abständen von einem Monat rief er dann

trotzdem wieder an, belästigte ihn in den Gaststätten der Umgebung oder sprach ihn von seinem Porsche aus an.

Es war nicht schwer all diese plumpen Versuche abzuwehren und K. dachte auch nicht im geringsten daran, sich je wieder an derart riskanten Termingeschäften zu beteiligen. Wie man sich leicht vorstellen kann war natürlich auch Angelika sehr verärgert und drohte gar mit Entmündigung, sollte er je wieder derartige Geschäfte noch dazu ohne ihr Wissen abschließen. K. versuchte sich aus dieser peinliche Affäre zu ziehen, indem er argumentierte, daß es ja gar nicht so unvernünftig wäre einen Teil des Ersparten sicher auf ein Sparbuch zu legen und einen Teil spekulativer zu veranlagern: vielleicht nicht unbedingt in diese Warenoptionen. Er versprach aber natürlich Angelika hoch und heilig die Finger davon zu lassen und das auf ewig.

Nach vielen Monaten – K. hatte die ganze Sache schon vergessen und Angelika auch – tauchte völlig überraschend Schwindler ohne Voranmeldung in K.'s Büro auf und schlug ihm ohne lange zu zögern wieder ein Geschäft vor – von Freund zu Freund, für einen alten Stammkunden sozusagen. Er wirkte diesmal irgendwie sympathisch und hatte auch ein anderes Rasierwasser, das weitaus weniger aufdringlich war. Es würde praktisch kein Risiko bestehen, da ein Kunde ausgefallen war und er nun seine Option übernehmen könne, der Gewinn stünde praktisch schon fest, er bräuchte nur das Geld bis mittag und K. war ja wirklich sehr in der Nähe.

Wieder waren es die todsicheren Schweinebäuche, bei denen K. schon immer fette Gewinne eingestreift hatte und zu denen er schon fast einen sentimental Bezug hatte. Natürlich hatte er ein mehr als schlechtes Gefühl bei der Sache, aber demgegenüber stand das Argument „Wer nicht wagt, gewinnt nicht“ und der blitzsaubere Firmenbuchauszug: alles schien noch in Ordnung zu sein mit dieser Firma, nichts hatte darauf hingewiesen, daß es zu diesem Zeitpunkt dieser Firma schon sehr schlecht ging und Schwindler nur mehr bestrebt war die wichtigsten Löcher zu stopfen.

K. überlegte wirklich sehr lange und entschloß sich dann doch den Weg auf die Bank anzutreten: noch nie hatte er einen derart großen Geldbetrag in seiner Hosentasche gehabt und immer wieder drehte er sich nach Verlassen des Geldinstitutes aus Angst vor Bankräubern und ähnlichen Kriminellen um. Hätte er zu diesem Zeitpunkt schon gewußt wie die Sache weitergehen würde, er hätte das Geld jedem Bankräuber gerne überlassen können und hätte sich zusätzlich noch viel Ärger erspart – oder er hätte es den Armen, Obdachlosen, Sndlern und Alkoholikern schenken können im Bewußtsein, diesen Menschen wenigstens Freude bereitet zu haben.

Aber K. trug leider das ganze Geld wie vereinbart schnurstracks pünktlich vor Mittag zum Brooker und unterschrieb nun bereits zum 3. Mal einen Vertrag über Schweinebäuche. Die Dinge entwickelten sich zu Beginn auch durchaus erfreulich, denn nach 2 Wochen erhielt K. eine Bestätigung über einen Gewinn ungefähr in der vorausgesagten Höhe. K. drängte natürlich auf eine rasche Auszahlung, der Brooker taktierte aber wie üblich und das war ja nicht außergewöhnlich. Er schlug noch andere todsichere Geschäfte vor, aber K. blieb eisern und so stellte Schwindler tatsächlich einen Scheck aus und bedankte sich für die angenehme Zusammenarbeit der letzten Jahre: K. übernahm gerne die Restaurantrechnung und konnte es fast

nicht glauben als er den Scheck über 470.000,- in seinen Händen hielt: na da würde Angelika Augen machen und er war wieder rehabilitiert. Diesmal hatte er wirklich Glück gehabt und er achtete daher kaum noch auf die letzten Worte seines Brookers: „gehen sie damit erst am Montag zur Bank“ – na die paar Tage würde er wohl auch noch warten können.

Nach der ersten Euphorie kamen zuhause aber doch die ersten Zweifel hoch, und auch Angelika ließ wieder ein Donnerwetter auf ihn los: selbst wenn das mit dem Gewinn stimmen würde, hatte er wieder nichts mit ihr abgesprochen und ihr Vertrauen mißbraucht. Aber er wußte auch, der Gewinn würde Angelika schon wieder freundlicher stimmen. Auch sie war sich sicher, daß dieser Scheck wahrscheinlich gar nicht gedeckt sein würde und verunsicherte damit K. noch weiter. Die Nachfragen der Bank bei der er den Scheck einlösen wollte bestätigten leider die Vermutungen: das Konto existierte zwar aber es war gähnend leer und hatte schon lange keine Geldbewegung mehr erlebt.

Wutentbrannt rief K. bei der Vermögensberatungsfirma an und wurde damit getröstet, daß Herr Schwindler gerade bei einem Kunden sei oder gerade einen Kurs mache, da sich nächstes Jahr die Rechtslage ändern würde und man sogar eine Prüfung für derartige Geschäfte brauche. K. teilte der Sekretärin mit, daß er wahrscheinlich nichts mehr brauchen würde, würde er nicht schleunigst zurückrufen. Nach mehreren Tagen rief Schwindler dann aus Italien an und deutete an, daß er noch einiges mit seinem Brooker, der für ihn die Geschäfte an der Börse abwickelte, zu regeln habe, aber er würde das Geld auftreiben und am Montag vorbeischauen.

K. hätte keinen Schilling mehr darauf gewettet diesen Betrüger wiederzusehen und war daher umso erstaunter als Schwindler tatsächlich am Montag auftauchte: er sprach von Problemen bei der Grenzkontrolle, aber nächste Woche sei das Geld da Die Unannehmlichkeiten für diese bedauerliche Verzögerung versprach er natürlich abzugelten, was er sofort schriftlich bestätigte: aus den 470.000,- waren nun schon 490.000,- geworden aber dafür mußte er noch eine Woche warten.

Irgendwie wußte er schon zu diesem Zeitpunkt, daß er sein Geld wohl nicht mehr sehen würde aber was hätte er auch schon tun sollen – und Angelikas Vorwürfe mußte er sich natürlich auch täglich anhören, vielleicht wäre sie jetzt sogar wirklich mit Entmündigung durchgekommen? Auch seine Bürokollegen machten sich bereits lustig und erzählten, daß sie Schwindler mit großen Kisten und Ordnern gesehen hätten, die er bereits aus seinem Büro wegschleppe und eine Sekretärin meldete sich einigen Tagen ja auch nicht mehr in seinem Büro.

Nur Schwindler rief täglich an, beruhigte K. und erzählte die abenteuerlichsten Geschichten: er selbst sei einem Gauner auf den Leim gegangen, der sich in die Karibik abgesetzt hätte, aber notfalls müßten auch Mutter und Großmutter herhalten und was vorstrecken. Selbst der Urlaub im Waldviertel war durch diese Vorfälle mehr als getrübt, der Haussegen hing merklich schief, aber Schwindler ließ sich nicht davon abhalten, selbst im Urlaub anzurufen. Er teilte mit, daß die Überweisung nun über die Bühne sei, natürlich mit 510.000,- statt 490.000,- wegen der weiteren Unannehmlichkeiten, und K. solle seinen wohlverdienten Urlaub nun genießen.

Obwohl er die Geschichten wirklich nicht mehr glaubte, rief er doch bei seiner Bank an um dort zu erfahren, daß kein größerer Geldbetrag eingegangen war. K. sah nun nur mehr eine Möglichkeit, zumindest zu einem Teil seines Geldes zu kommen und die hieß Klagen. Er übergab alle Unterlagen einem befreundeten Anwalt, der ihm natürlich keine übertriebenen Hoffnungen machte, aber zumindest die Kosten für die Klage sollte man hereinbekommen und ganz ungestraft sollte dieser Betrüger ja nicht davonkommen. K. bekam natürlich Recht, bekam einen Titel für eine Pfändung und hatte weitere 30.000,- beim Handelgericht zu berappen, die Pfändung selbst kostete wieder etwas und auch die anschließende Klage kostete und auch sein Anwalt kostete eine Kleinigkeit. Jeder kam somit zu seinem Geld, nur K. sah wieder keinen Schilling – nicht einen einzigen. Natürlich war nichts mehr zu holen, alles war zur Seite geschafft, der Porsche natürlich verschwunden und Schwindler völlig mittellos – gerade daß er sich noch das Mittagessen leisten konnte – meist saß er im selben Lokal wie K. und das tat noch zusätzlich weh.

Nach mehreren Wochen bekam er eine Vorladung zum Landesgericht und er war irgendwie erleichtert als er sah, daß er nicht der einzige war, der Schwindler auf den Leim gegangen war und er fand viel Solidarität unter den anderen Betrogenen. Selbst der alte Amtsleiter und Bürgermeister *Lehar*, mit dem er früher beruflich viel zu tun hatte saß unter den Klägern: zumindest ihn hätte er für gescheiter gehalten aber auch er hatte ungefähr die selbe Summe verloren. Insgesamt ging es bei dieser Verhandlung um 22 Millionen Schilling, die eingefordert wurden, aber das Wort „Betrug“ durfte nicht einmal in den Mund genommen werden – das war vorher schon unter Verteidiger und Anwälten ausgemacht. Weder schwerer noch leichter Betrug konnte so etwas sein, sondern nur Fahrlässigkeit.

K. lauschte mit besonderer Aufmerksamkeit den Ausführungen des Verteidigers, der mit allen Wassern gewaschen und angeblich auf schwere Brocken aus der Unterwelt spezialisiert war: er zog alle Register seines Könnens, kannte die Gesetzeslage genau, und verwies auf die Unbescholtenheit und Einsichtigkeit seines Mandanten, der natürlich kein eigenes Einkommen hatte sondern vom Einkommen seiner Frau lebte mußte – der Arme. Alles war perfekt zwischen Verteidiger und Mandanten abgesprochen und die geringste Abweichung Schwindlers trieb seinem Verteidiger gleich die Zornesröte ins Gesicht. Dem Staatsanwalt war die Sache relativ egal und auch der Richter sah diese Sache eher als Kavaliersdelikt: ging ja nur um 22 Millionen, war ja nicht sein Geld.

Eine Strafe mußte es schon geben, aber natürlich nur bedingt ausgesprochen. K. wollte zuletzt noch etwas von Scheckbetrug sagen, wurde aber sofort darauf hingewiesen, daß dies nicht Gegenstand der Verhandlung wäre, darüber nicht mehr verhandelt werden würde, da ja Betrug ausgeschlossen war. Nur die Unterschriftenfälschung bei einem anderen Betrogenen war nicht ganz in Ordnung und könnte noch Folgen haben. Nach einer knappen halben Stunde war der ganze Spuk vorbei, Schwindler wurde in seine Zelle geführt und von seiner Gattin mit den Worten aufgemuntert „Na Schatz jetzt siehst auch mal wie das hier im Häfn ist“.

K. traf sich in der Kantine des Landesgerichtes noch mit seinem Anwalt und dem Anwalt eines anderen Geschädigten, man diskutierte über das Rechtssystem in Österreich, zeigte sich entrüstet über die Abwicklung der Verhandlung und beriet die weitere Vorgangsweise: da nun K. doch

einsah, daß bei jemanden der nichts hat und von den Ersparnissen seiner Frau lebt, nichts zu holen war und nie wieder etwas zu holen sein würde, sah er von weiteren Klagen ab und lud die beiden Anwälte sogar noch ein: bei diesem Verlust und den Prozeßkosten konnte er sich das auch noch leisten.

K. war nun eine Erfahrung reicher aber die hatte ihm leider viel Geld gekostet – sehr viel Geld sogar. Nie wieder hatte er auch nur auch einen Schilling gesehen und auch die Konkursmasse war offensichtlich überhaupt nichts wert. Dafür traf er immer wieder auf Schwindler, der nach einigen Wochen sein Leben in Freiheit wieder genoß, dem eigentlich nichts passiert war und der frei ein und ausgehen konnte in all jenen Lokalen, die auch K. gerne besuchte. Manchmal kamen schon eigenartige Gefühle in ihm hoch, als er wieder daran erinnert wurde, daß ihn dieser Betrüger doch eine halbe Million schuldete. Aber K. war irgendwie auch ein sehr gutmütiger Mensch.

27.

Internetaffären

Dem interessierten Leser wird nicht entgangen sein, daß K. schon immer eine besondere Vorliebe für EDV hatte und er wird sich daher leicht vorstellen können, daß er sofort Feuer und Flamme war, als erstmals der Begriff „Internet“ aufkam und er bald mit dieser neuen Technologie in Berührung kam. Nun war es doch tatsächlich möglich über unzählige Netzwerke und Server mit der ganzen Welt Kontakt aufzunehmen. Man konnte sich bequem zurücklehnen und sich durch die anfangs noch sehr spärlichen Angebote klicken, man konnte hemmungslos von einer Seite zur anderen surfen oder man konnte sich in irgendeinem Chat – in einer Plauderecke also – die Zeit vertreiben und mit den verschiedensten Leuten aus den verschiedensten Ländern vorwiegend in Englisch plaudern.

Natürlich war es schon etwas mühsam mit dem Wörterbuch in der Hand die Fragen der Chatpartner zu übersetzen und geeignete Antworten in einem vernünftigen Zeitintervall zu geben. Meist war der Chatpartner schon gegangen oder hatte einen anderem Partner aus einem anderen Land gefunden, der schneller reagierte als K. und die englische Sprache besser beherrschte. K. hätte nie gedacht, daß er dieses neue Medium so oft nutzen würde, und hatte sich daher nur notdürftig ein 10m-Kabel zugelegt, mit dem er bei Bedarf seinen PC bzw. seine funkelnagelneues Modem mit der Telefonsteckdose bei der Eingangstür zusammenschloß.

Angelika verfolgte dieses Treiben meist verständnislos, stolperte fast mit dem Wäschekorb über das Kabel, und auch die beiden Kinder schüttelten nur den Kopf, als K. auch durch ihre Zimmer das lange Kabel verlegte. Am Ende des Surfvergnügens blieb ihm natürlich nicht das mühsame Aufrollen des Kabels erspart und so beschloß er einen Kurzurlaub Angelikas zu nutzen, um dieses verdammte Kabel endlich fix zu verlegen.

Seit 10 Jahren hatte er eigentlich kein Handwerkszeug mehr benutzt aber für die Verlegung des Internetkabels erinnerte er sich doch wieder an seine sehr versteckten handwerklichen Talente und die Bohrmaschine, die sich irgendwo gut versteckt auf ihren ersten Einsatz freute. Er bohrte also mehrere Löcher, rechnete sich alles genau aus, verlegte die ersten Meter geschickt unter der Sesselleiste, preßte das Kabel in die engen Fugen des Türstaffels und redete sich ein, daß das sich das braune Isolierband nun ohnehin besser mache als die kitschige Aluminiumleiste vorher. Der weitere Weg war durch die nächste Sesselleiste vorgegeben, bevor er es in dem etwas groß geratenen Loch zum Vorzimmer hin verschwinden ließ. Dort entfernte er das Dichtungsmaterial unter der Eingangstür, preßte auch dort das Kabel mit letzter Kraft durch und mußte 20cm von der Telefonbuchse enttäuscht feststellen, daß er sich offensichtlich verrechnet hatte: der Landvermesser hatte sich also vermessen. Er konnte aus den Sternen die Position auf der Erde bestimmen aber er konnte diese einfache Aufgabe nicht lösen.

Gut daß Angelika nicht zuhause war dachte er noch, bevor er denselben Vorgang noch einmal wiederholte: ein neues Loch zum Vorzimmer mußte er noch bohren und nach einer Stunde betrachtete er dann zufrieden sein Werk. Da nun einem ungetrübten Surfvergnügen nichts mehr im Weg stand, nahm er immer häufiger über sein Modem Kontakt mit der Außenwelt auf und kam bald auf die Idee sich auf einer eigenen Homepage zu präsentieren.

Er rechnete natürlich nicht damit, daß sich viel auf diese Seite verirren würden und er hatte ja eigentlich nicht viel anzubieten: er führte kein spektakuläres Leben, er war immer ein ehrlicher Mensch und daher konnte dies auch keine spektakuläre Homepage werden: seine Adresse, ein nettes Bild von sich und seiner Familie, ein paar Vorlieben und ein Hinweis auf die Firma in der er arbeitete und die – auch wenn es manchmal schwer war – auch zu seinem Leben gehörte: er wollte das gar nicht verbergen. Er hätte es ja ahnen können, aber er war wieder zu naiv, um das Unheil rechtzeitig zu erkennen: er wußte zu diesem Zeitpunkt nicht, daß sich dieser Link zur Firma noch zu einer verhängnisvollen Affäre entwickeln würde: zu seiner ersten Internetaffäre.

Er wollte mit diesem Medium nur spielen, er wollte einfach nur Neues entdecken, er dachte sich gar nicht viel dabei und daher tappte er geradeaus in die Falle die ihm Kollege *Mattingsicht* stellte, der sich als neuer Internet-Verantwortlicher bei der ÖVU vorstellte und die Aktivitäten mancher Kollegen auf diesem Sektor aufs Schärfste verurteilte. Nicht daß er selbst nur irgendetwas von dieser Sache verstand, aber Alleingänge konnte er nicht dulden, denn er war dafür verantwortlich und schließlich hätte sich leicht jemand anderer einen schnellen Vorteil verschaffen können auf diesem neuen Sektor: da mußte *Mattingsicht* extrem vorsichtig sein.

Mattingsicht zeigte sich sehr kumpelhaft und so hegte K. überhaupt keinen Verdacht und meinte nur, er solle sich doch nicht so aufregen über die Aktivitäten dieser Kollegen, er selber habe ja auch eine private Homepage und es sei ja nichts dabei. Er bot ihm sogar an, ihn beim Aufbau einer Firmenhomepage zu unterstützen. *Mattingsicht* war natürlich wahnsinnig an einer Zusammenarbeit interessiert und bat K. um seine Internetadresse. K. übergab ihm diese Adresse mit gewissem Stolz und der Bitte, die Sache vertraulich zu behandeln, denn man könne ja nie wissen. Eigentlich hatte K. dies eher scherzhaft gemeint ohne zu wissen, daß Stunden später bitterer Ernst daraus werden würde.

Mattingsicht hatte nichts Besseres im Sinn, als sofort entgegen allen Vereinbarungen die einzelnen Seiten auszudrucken und zu *Dörflinger* zu laufen, um ihm von dieser skandalösen Affäre zu berichten. Schon wieder K. – immer wieder Probleme mit diesem K! Der große Vorwurf lautete diesmal: K. habe ohne Absprache mit der Geschäftsbereichsleitung nun einen Bezug zwischen seiner Person und der Firma hergestellt und man könne sogar meinen K. hätte eine wichtige Funktion bei der ÖVU bzw. leite sogar die ÖVU bzw. einen Teil davon. Auf diese Idee wäre sicher weder K. noch irgend jemand der sehr spärlichen Besucher gekommen aber das zählte alles nichts: sofort wurde ein Disziplinarverfahren angedroht, wenn die Seiten nicht augenblicklich verschwinden würde. *Dörflinger* griff selbst gar nicht ein, sondern ließ nur ausrichten und das war sicher nicht angenehmer.

So hatte diese grundsätzlich gute Idee wieder genau das Gegenteil bewirkt und K. mußte wohl oder übel vorübergehend seine Bemühungen auf diesem Sektor einstellen: aber er wußte es würde nur von kurzer Dauer sein, denn die neue Technologie war nicht aufzuhalten und bald würde das selbstverständlich sein, was jetzt noch mystisch war und vor dem sich zu diesem Zeitpunkt noch viele fürchteten.

Schon nach wenigen Monaten unternahm er wieder einen Vorstoß und war sich diesmal ganz sicher kein Problem zu bekommen. Er hatte viele Daten in seinen Archiven, jeder hatte einen Computer, alle Computer waren vernetzt, jeder hatte schon einen Internet-Browser und so war es naheliegend diese Daten, an denen doch viele Stellen Interesse hatten, über das firmeninterne Intranet anzubieten. Nirgends wären Mehrkosten aufgetreten, K. hätte ein paar Wochen seiner Freizeit für die Konzepte opfern müssen: wer hätte da wohl etwas dagegen haben können – eine todsichere Sache, die diesmal sicher zum Erfolg führen würde.

Die ersten Versuche liefen sehr erfolgreich, die ersten Reaktionen waren überschwänglich, alles schien in bester Ordnung und K. verfeinerte bis spät in die Nacht seine Konzepte. Da er wußte daß er ohnehin von niemanden eine Unterstützung erwarten konnte, zog er die Sache allein durch und fragte auch nicht viel – er wußte insgeheim auch warum. Als sein unmittelbarer Vorgesetzte *Dr. Lehr*, der in der Hierarchie zur Zeit zwischen K. und Dörflinger stand, von der Sache Wind bekam, rief er noch gezeichnet von der ersten Internetaffäre und beraten von zahlreichen Neidern K. in sein Zimmer und machte ihm die heftigsten Vorwürfe, ohne sich auch nur im geringsten für die Sache an sich zu interessieren: „K. du gefährdest die Netzwerkstabilität“, „K. du verwendest nichtregistrierte Programme“, „K. du riskierst ein Disziplinarverfahren, wenn du die Sache weiter verfolgst“.

K., der wieder einmal aus allen Wolken fiel, weil er von der Sache so überzeugt war wie noch nie von einer Sache zuvor, schrie seine Enttäuschung der letzten Jahre aus sich heraus: „Nie und nimmer werde ich das einstellen – nur über meine Leiche“. Auch das Argument „Ich bin dein Chef – ich verlange das“ war keine Abschreckung. „Dann mußt du ein Disziplinarverfahren einleiten“ war die trotzige Antwort. Dann war es still und K. und Lehr würdigten sich keines Blickes mehr, auch die nächsten Tage blieb es still: man taktierte, man wartete ab was noch kommen würde und plötzlich kam sogar ein Lob von Dörflinger: „keine schlechte Sache“ stand in seinem Gästebuch.

Lehr war noch immer nicht von der Sache überzeugt und meinte nur, daß es auf lange Sicht besser gewesen wäre die Sache einzustellen, aber er hatte durch Dörflingers stille Zustimmung auch keine wirklichen Argumente mehr dagegen. K. zog dieses Projekt daher weiter unbeirrt durch, verbesserte dieses und jenes, freute sich über die vielen Besucher, die täglich Informationen von seiner Homepage holten, einen Plan herunterluden oder sonst irgend etwas über die Landvermesserei wissen wollten. Damit war auch diese zweite Affäre überwunden und K. ging sogar gestärkt aus diesen Quereleien hervor und war wieder zuversichtlich was seine Zukunft bei der ÖVU betraf.

28.

Chat mit LadyLunaX

Mit Affären verbindet man ja oft auch Beziehungen zum anderen Geschlecht, die man am besten hätte bleiben lassen sollen: aber damit hatten die vorhin erwähnten Affären wirklich nichts zu tun. Aber es gibt da schon noch andere Aspekte, die hier ebenfalls erwähnt werden sollten. Nachdem nun im Büro wieder alles recht gut lief und es dem Esel schon wieder einmal zu gut ging, verbrachte K. auch zuhause immer mehr Stunden vor dem Computer.

Es wurde jeden Tag später und später und K. fiel oft erst weit nach Mitternacht erschöpft in sein Bett. Dabei hatte er sich geschworen nur kurz in den Chat zu gehen und nur nachzuschauen wer da war, sich eventuell zu entschuldigen, daß er heute leider nicht lange bleiben könne, die Chatpartner nur zu begrüßen und erst gar keine Plauderei anzufangen. Aber aus Minuten wurden Stunden und aus Stunden wurde die halbe Nacht. Irgendwer war immer da, irgendwer hatte immer etwas Interessantes zu berichten: es waren meist ganz banale Dinge, nichts Anrühiges und schon gar keine erotischen Gespräche.

K. hatte nach solchen erotischen Gespräche überhaupt kein Verlangen, er war ja zuhause gut versorgt, aber dieses Medium, diese Technologie faszinierte ihn einfach und er fragte sich natürlich wer hinter den verrücktesten Nicknamen (Spitznamen) wohl stecken würde: wer war das, wie schaut der oder die aus, ist der oder die wirklich so wie beschrieben oder stimmt nicht einmal das Geschlecht? Manchmal konnte er sich der Chatpartner gar nicht erwehren und war direkt leicht gestreßt, ein anderes Mal wurde er den ganzen Abend überhaupt nicht beachtet und bekam keine Antwort. Auch er hatte sich einen Nicknamen zugelegt: „arnie4u“. Viele meinten „4u“ steht für „für dich“ und fanden den Namen interessant, der alte Mathematiker K. meinte aber damit nur „40 und darüber“, das „u“ stand hier als Unbekannte und ersparte ihm den jährlichen Wechsel des Nicknamen: ein 40-jähriger konnte ja nach 2 Jahren nicht noch immer „arnie40“ heißen.

Aber es gab natürlich wohlklingendere Namen und besonders hatte es ihm „LadyLunaX“ angetan: K. verband mit diesem Namen absolut nichts aber er klang interessant und gefiel ihm einfach: noch viel besser als „Ifigenie“ mit der er schon seit Monaten chattete, die sehr an Literatur interessiert war und K. sogar inspirierte einen Roman zu schreiben: diesen Roman. Sie selbst hatte schon früher mit der Schreibung begonnen und stellte ihre Aktivitäten nach einiger Zeit ein: K. zog allerdings sein Programm durch und nahm sich vor diesen Roman zu Ende zu bringen: koste es was es wolle. Er wäre sicher auch schon früher fertig gewesen, hätte er nicht diese LadyLunaX getroffen mit der er oft stundenlang hemmungslos chattete, die ihn immer wieder aufmunterte wenn er vor dem PC einzuschlafen drohte und die ihn durch ihre ungezwungene und nette Art begeisterte.

Jedesmal wenn er den Chat betrat wurde er sofort mit „Hi Arnie“ begrüßt und wurde bald darauf ins Separee eingeladen oder lud von sich aus ein. Ein Separee – ein sogenanntes Sep – klingt

zwar sehr intim, kann aber auch nur dazu dienen, sich einfach zwanglos mit einem anderen Chatter zu unterhalten, um dem allgemeinen und manchmal belanglosen Geplapper der großen Chaträume zu entgehen. Man kann sich ja kaum vorstellen wie schnell bei 50 Personen die Zeilen über den Bildschirm rasen können und wie schwierig es dann ist, die Antwort eines bestimmten Chatters zu finden. Im Sep war man ungestört und alles war viel übersichtlicher.

Manchmal hatte K. den Eindruck, LadyLunaX hätte gerne auch über andere Dinge gesprochen, aber da hatte sie überhaupt keine Chance bei K. – so wie auch alle anderen Chatpartnerinnen. Manche hielten ihn sogar für pervers, da er nicht so pervers war wie die vielen Perversen, aber K. wollte einfach nicht mit Menschen, die er ja nicht wirklich kannte und oder real gesehen hatte, über intime Dinge reden oder ihnen seine Geheimnisse oder Wünsche anvertrauen. LadyLunax meinte, daß man sich ja durchaus einmal unverbindlich auf einen Kaffee treffen könne und so weit entfernt war sie ja auch nicht von ihm. Sie hätte ja aus einem anderen Land kommen können oder einem anderen Kontinent, aber sie war zufällig sogar in der Nähe. K. lehnte diesen Vorschlag zuerst natürlich ab, denn er hatte sich geschworen nie jemanden aus dem Chat zu treffen: er war ja verheiratet und was hätte das schon bringen sollen.

LadyLunaX ließ allerdings nicht locker, bezeichnete ihn als feige und so groß könne seine Liebe zu seiner Frau ja nicht sein, wenn er einer Versuchung, die ja nicht einmal eine war, nicht widerstehen könne. Irgendwie fand K. dann diese Argumente recht logisch, erwachsen war er ja auch schon, das Bild der Lady war nicht so schlecht und Kaffee trank er ja auch gerne. Einfalllos und ohne Ideen wie er war überließ er ihr die Wahl der Treffpunktes und die Lady schlug ein Treffen in einer Bar in einem netten Hotel vor.

Den ganzen Tag hatte K. dann eine eigenartiges mulmiges Gefühl, bekam feuchte Hände und war ziemlich aufgeregt und nervös. Die Nervosität legte sich nicht als er dann in der Bar eintraf und dann das große Schild mit „Love Bar“ las: hierher hatte sie ihn also gelockt, was hatte sie vor? Er wartete ungeduldig auf seine leicht verspätete Chatpartnerin, sprach mehrmals schon die falsche Dame an, stürzte hastig ein Achterl Rotwein hinunter und war dann angenehm überrascht als ein Neuankommende sich als LadyLunaX zu erkennen gab. Diese Frau sah wirklich toll aus, noch viel besser als er sie vom Foto her in Erinnerung hatte, hatte eine perfekte Figur und ein Lächeln das ihn von Beginn an gefangen nahm.

Schon lange hatte er sich nicht mehr so gut mit einer Frau unterhalten und schon gar nicht mit einer so attraktiven. Auch umgekehrt dachte er einen recht guten Eindruck hinterlassen zu haben und am Ende gabs sogar einen flüchtigen Abschiedskuß. Nie hätte er an mehr gedacht aber als sie ihn dann bereits verlassen hatte, machte er sich doch so seine Gedanken: „hätte die Lady vielleicht doch mehr gewollt?“.

Auch die nächsten Tage ertappte er sich dabei, daß er mit seinen Gedanken noch in der Bar war, bei dieser geheimnisvollen Lady, die ihm im Dämmerlicht der Bar fast wie eine Göttin erschienen war. Er war bei der Arbeit unkonzentriert und sehr gespannt auf die Reaktion der Lady im Chat. Sie kam aber nicht und auch die nächsten Tage nicht: irgendwann meldete sie sich dann und meinte nur, daß ihr eine Beziehung mit einem verheirateten Mann nichts bringe. Sie

hatte damit sicherlich recht, aber das hatte sie ja auch vorher gewußt und schließlich war man ja nur auf einen Kaffee gegangen. K. erhielt damit auch eine Bestätigung für seine Theorien über Verheiratete: „Spiele nicht mit dem Feuer, sonst könntest du dich eines Tages verbrennen“ oder „Ist dir dein Gegenüber nicht sympathisch dann hättest du es bleiben lassen können, ist er dir sympathisch dann erst recht.“

Irgendwie war er doch enttäuscht, enttäuscht darüber einen netten Menschen verloren zu haben, enttäuscht darüber sein Gegenüber vielleicht doch falsch eingeschätzt zu haben, vielleicht getäuscht worden zu sein. Er schränkte ab diesem Zeitpunkt seine Chataktivitäten deutlich ein und traf die geheimnisvolle LadyLunaX nie wieder – weder im Chat noch sonst irgendwo.

29.

Ein Licht am Ende des Tunnels

Irgendwann im sonst eher düsteren Oktober bekam er von seinem Personalchef, der sich immer sehr für ihn eingesetzt hatte, überraschend eine Mitteilung die so unglaublich und unfassbar war, daß er zuerst an einen Scherz dachte: nach vielen Jahren zähen Ringens hatte es nun doch geklappt und alle von der Gewerkschaft bis zum Generaldirektor hatten zugestimmt, daß K. nun endlich einen höheren Dienstposten bekommen solle.

Keiner in der Familie wußte was ein 9a war aber selbst seine Kinder konnten - schon fast bevor sie noch „Mama“ und „Papa“ sagen konnten - „9a“ sagen. Natürlich wußten sie nicht was dieser Begriff bedeutete und als Matthias zur Schule ging, konnte er ebenso wenig damit anfangen aber er konnte zumindest gut Auskunft geben über den Beruf seines Vaters: „er arbeitet bei der ÖVU und er wird nie einen 9a bekommen“. Wieder ein paar Jahre später wußte er zumindest dann schon genauer: 9a ist etwas was alle bekommen, die so wie sein Vater studiert hatten, nur sein Vater hatte es nicht geschafft. Auch Caroline war es anfangs nicht leicht beizubringen, daß nach „sieben“ und „acht“ einfach nur „neun“ kam und nicht „9a“.

K. selbst war es nie ums Geld gegangen, sondern einfach nur ums Prinzip, daß eine ordentliche Leistung auch dementsprechend belohnt werden solle und man kann sich daher leicht vorstellen was dieser Augenblick nun für ihn bedeutete. Vergessen waren mit einem Schlag all die Jahre des Mißerfolges, in denen er vergeblich mit dem Kopf gegen die Wand gerannt war, vergessen waren alle Streiteren mit Dörflinger und Lehr und die Projektgruppe „Skepsis“ war ihm in diesen Augenblick auch völlig egal: eine unbedeutende Truppe die ja gerne mal vorbeischauchen konnte, von der er aber absolut in keiner Weise mehr abhängig war.

Was ihn ganz besonders freute war der Umstand, daß er nun auch wieder vor die Augen seines Vaters treten konnte, mit dem es in letzter Zeit immer öfter Auseinandersetzungen gab und der ihm die heftigsten Vorwürfe machte, wozu er ihn eigentlich habe studieren, wenn er ohnehin in seinem Beruf unfähig war und es zu nichts brachte – noch dazu in einer Firma wo es auch die Dummsten zu etwas gebracht hatten – nur sein Sohn nicht.

Natürlich konnte er es anfangs genauso wenig glauben wie Angelika, die Kinder und K. selbst, der immer Angst davor hatte, daß ein Skandal wie die „Internetaffären“ wieder alles zunichte machen könne. Es wäre ihm lieber gewesen er hätte das Beförderungsdekret schon in den Händen gehalten, aber Gottes Mühlen mahlen langsam und die der ÖVU noch etwas langsamer und so kam erst nach einem Jahr die Verständigung, sich im großen Sitzungszimmer zwecks Dekretverleihung einzufinden.

Es war ein ergreifender Moment, als Dörflinger seinen Namen vorlas und dabei die Bedeutung von K. für die Landvermesserei bei der ÖVU hervorstrich. Egal ob er es tatsächlich so meinte, aber es tat einfach gut und war Balsam auf die Wunden, die nun noch rascher verheilen würden. K. war so ergriffen, daß er auch umgekehrt spontan Dörflinger für seine Bemühungen dankte – wäre es nicht zu kitschig gewesen, er wäre ihm sogar um den Hals gefallen: jenem Mann den er noch vor ein paar Jahren im Zorn fast über die kleine Wendeltreppe gestoßen hätte.

Fast zur gleichen Zeit wurde auch sein Chef Dr. Lehr abgelöst und von Kollegen *Frosch* ersetzt, mit dem er sich vom ersten Tag an gut verstand: noch nie hatte er sich mit einem Vorgesetzten oder Chef gut verstanden, aber dieser Frosch akzeptierte ihn einfach mit seinen kleinen Schwächen, er sah seine Arbeit als wichtig an und daher konnte er auch von K. (fast) alles haben. Frosch war äußerst korrekt, nahm kaum etwas persönlich und war auf gar keinen Fall nachtragend: solche Chefs gab es wohl sehr selten und er hatte sogar K. gezähmt.

Der Begriff der „Landvermesserei“ tauchte erstmals nach Jahren wieder offiziell auf und K. war sogar Leiter dieser Gruppe. Nie hätte er es für möglich gehalten, aber auf der großen Anschlagtafel vor dem Aufzug stand nun sogar auch sein Name, der Name einer Person, die man vor ein paar Jahren noch am liebsten auf den Mond geschossen hätte. Die Gruppe zu führen war nicht schwer, den K. war ja der einzige Mitarbeiter, aber er schaffte allein die Arbeit nicht mehr. Die Anforderungen waren gestiegen, alle kamen mit ihren großen oder kleinen Wehwechen zu ihm und „nein“ sagen konnte er nie. Die Akten stapelten sich auf seinem Schreibtisch, Rechnungen warteten auf ihre Auszahlung, Pläne auf ihre Prüfung, Büros auf ihren Vertrag und Planer und Projektleiter auf die Pläne.

Daher sah man bald ein, daß K. nun dringend Unterstützung brauchte und Frosch setzte sich besonders für einen neuen Mitarbeiter ein. K. überlegte lange, wer wohl am besten zu ihm passen würde und wer auch realistisch zu bekommen war. Er entschied sich dann letztendlich für den etwa gleichaltrigen *Bertram*, den er von früher kannte und den er für äußerst kompetent hielt. Er wußte, daß er auch seinen eigenen Kopf und seine eigenen Ansichten hatte, aber das war ja prinzipiell kein Nachteil und man würde sich schon zusammenraufen.

Auch *Bertram* war durchaus nicht abgeneigt und so hielt K. eines Tages bei Herb um die Hand seines besten Mitarbeiters an: er konnte dagegen ohnehin nichts unternehmen aber er sollte es zumindest aus erster Hand und nicht über Umwege erfahren. Mit der tatkräftigen Unterstützung von Frosch gelang es letztendlich *Bertram* in die Gruppe zu bekommen und noch ein zweiter kam zur Unterstützung bei der Planverwaltung und den Internetaktivitäten.

Aus dem einsamen Einzelkämpfer war nun ein schlagkräftiges Team geworden, das alle Aufgaben im Vermessungs- und Datenmanagement bewältigen konnte. Das Team war klein und schlank, zwar nicht vom Gewicht her, denn K. wog immer noch 100 kg, *Bertram* kam in letzter Zeit dieser Grenze auch schon nahe und auch *Wolferl* hatte deutlich zugelegt. Er hatte nun in *Bertram* auch wieder einen Ansprechpartner, mit dem er über die verschiedensten Probleme der Landvermesserei plaudern konnte, der neue Impulse brachte und den er einen Teil seiner Arbeiten in Eigenverantwortung übertragen konnte. K. hatte immer gedacht alles selber machen

zu müssen, denn nur dann würde auch wirklich alles funktionieren – nun war Bertram da und er machte bald alles genau so gut.

K. war damit natürlich entbehrlicher geworden aber er sah Bertram nie als Konkurrenten, sondern er freute sich einfach darüber, jemanden Arbeiten delegieren zu können in der Gewißheit, daß sie auch in seinem Sinne und genauso gewissenhaft abgewickelt werden würden: K. und Bertram ergänzten sich wunderbar.

Allgemein schimpfte man natürlich über die Umstrukturierungen und laufenden Veränderungen bei der ÖVU, K. selbst war aber rundum zufrieden und versuchte den Dingen einen positiven Aspekt abzugewinnen: das halbgefüllte Glas war nun nicht halbleer sondern halbvoll. Die Arbeit lief wie am Schnürchen und Auseinandersetzungen oder Streit kannte er nur vom Hörensagen. Die schweren Depressionen waren vergessen und auch die Angstattacken kamen nicht mehr: er lebte zwar noch immer in der Gewißheit, daß sie jederzeit kommen konnten aber sie kamen nur mehr sehr selten. In der U-Bahn war es manchmal so, als ob sich eine ankündigen würde und auch beim Mittagessen konnte er nie ganz sicher sein : sie zeigten sich allerdings nur mehr aus weiter Ferne, wirkten nicht mehr so bedrohlich und waren eben akzeptierter Teil seiner selbst und stiller Wegbegleiter, die den manchmal bereits etwas zu übermütigen K. wieder in die rechten Schranken wiesen.

K. spürte förmlich daß er endlich durch die enge Röhre, durch dieses finstere Loch durch war und er sah erstmals wirklich ein Licht am Ende des Tunnels. Zufrieden saß er dann in seinem schwarzen Ledersessel, betrachtete die schönen Pläne an der Wand und freute sich, daß die Sache mit den digitalen Plänen im Computer so gut lief. Er war zufrieden mit sich, seinen Mitarbeitern und eigentlich der ganzen Welt.

Erstmals nach Jahren hatte er wieder Zeit für ein paar Minuten der Entspannung. Er verschränkte die Hände hinter seinem Kopf, lehnte sich weit in seinem Sessel zurück und genoß die letzten Sonnenstrahlen, die in sein Zimmer fielen. Das Fenster stand weit offen und doch war es eigenartig ruhig. Plötzlich